Das

Tragische als Weltgesetz

und

der Humor

als ästhetische Gestalt des Metaphysischen.

Monographien aus den Grenzgebieten der Realdialektik.

Von

Dr. Julius Bahnsen.

LAUENBURG i/P.
Verlag von F. Ferley.
1877.

Das Subject ist sich mit allem Eigenthum seiner Erhabenheit dem Hintergrunde schuldig. Das ist . . . . Urschuld.

Das Uebel kommt . . . . vom Zufall.

Die ganze Bewegung geschieht auf dem Boden der strengen objectiven Nothwendigkeit.

Vischer.

(Das Tragische als Gesetz des Universums.)



Q. F. F. F. S.

ALMAE MATRI

EBERHARDO-CAROLINAE TUBINGENSI

ALUMNUS

D. D. D.



Wie
zur heimischen Brutstätte
jährlich bei frischem Ackerbruch
treu der Zugvogel
zurückkehrt,
so
kommt
zum Ehrentage der

Vierhundertjährigen Geistesnährerin,

der

ewig jungen Alten,

ein
altgewordener Jünger
nach viertelhundertjährigem Wanderfluge,
um
in ihren Schooss
als

Weihgeschenk und Dankeszins

ehrfurchtsvoll niederzulegen,
soviel eine Wurfschaufel fassen mag
von
vielraubender Lebensirrfahrt
ärmlichem Ertrage.

Vorwort.

Die vorliegenden Blätter geben einen Ausschnitt aus meiner „Realdialektik", deren vollständiges Erscheinen unter unliebsamsten Erfahrungen mit deutschen Verlegern ohne mein Verschulden noch immer hintangehalten worden ist. Sie nehmen aber zugleich den Charakter der Selbständigkeit in Anspruch, insofern sie nicht ausser Continuität stehen zu der Arbeit, mit welcher ich vor 25 Jahren vor dem Forum der philosophischen Facultät zu Tübingen debutirte. Das giebt ihnen für mich persönlich die erhöhte Bedeutung, das Ergebniss einer stetig durchgemachten Entwickelung innerhalb meiner Weltanschauung darzustellen, und macht sie zugleich geeignet, eine Erprobung dieser an demjenigen Stücke zu liefern, mit welchem ich zuerst versucht habe, eigene Wege in der Erörterung allgemeiner Probleme einzuschlagen.

So mögen sie denn immerhin nicht ganz unwürdig befunden werden, als Ersatz einzutreten für die grössere Gabe, welche ich zur Festfeier in's theure Schwabenland mitzubringen gedachte. Was ihnen im Vergleich mit dem Gesammtwerke abgeht an Strenge und Straffheit der wissenschaftlichen Form, mag ihnen zugewachsen sein an Weite der Kreise, in welchen ihr Inhalt auf entgegenkommendes Interesse hoffen darf, und was ihnen anhaften kann vom Drang des Augenblicks bei einem Gelegenheits-

erzeugniss, findet vielleicht ein Gegengewicht an der wärmeren Intensität der Hingebung, mit welcher auch in sie ein gut Theil in eigenem Erleben erworbener Wahrheit hineingearbeitet ward.

Darum tritt diese Festschrift bescheiden, doch nicht ohn' alle Zuversicht, in die Reihe vieler und viel glänzenderer Genossen.

Lauenburg in Pommern, den 26. Mai 1877.

Dr. Julius Bahnsen.

Einleitung.

Das Allgemein-Aesthetische und das Einfach-Schöne.

Da die Hegel-Vischer'sche Aesthetik auch für's Tragische nach dialektischem Schema construirt ist, so könnte man meinen, die Realdialektik müsse auf diesem Felde gethane Arbeit vorfinden. Diess ist jedoch nur in äusserst beschränktem Maasse der Fall, denn es tritt eben auch hier zu Tage, wie unzureichend die blosse Scheinbewegung gegensätzlich zugestutzter Begriffe sich erweist, wo es darauf ankommt, die phänomenalen Widerspruchsverhältnisse aus dem tiefsten Wesen der Dinge selber nicht blos verbaliter zu deduciren, sondern auch realiter abzuleiten.

Will sie ihrem Namen wie ihrer Aufgabe getreu bleiben, so muss die Realdialektik es verschmähen, die Lücken ihres Systems mit leeren Hülfsbegriffen auszuflicken — ein Verfahren, dessen die Verbaldialektik noch nie hat entrathen können, das aber auch wie nichts anderes dazu beigetragen hat, den letzten Respect vor ihrer einst für imposant geltenden Methode in sein Gegentheil zu verkehren. Da ihr die Antithesis Alles ist, indem Thesis und Synthesis für sie keine Bedeutung haben, so verengert sich der Realdialektik der Umfang des echt Tragischen sehr erheblich; aber was dieses dabei an Weite der Ausdehnung zu verlieren scheint, gewinnt es reichlich zurück an Tiefe der Auffassung wie Begründung. Denn nun coïncedirt sein Centrum mit dem alles Ethischen, sodass hier Aesthetik und Ethik untrennbar

in Eins verschmelzen — jedoch nicht etwa im Sinne einer moralisirenden Aesthetik, sondern in dem mehr wurzelhaften der Wesensidentität des beiderseitigen Objects, grade so wie die Aesthetik des Humors zusammenfällt mit einer Betrachtung des sachlichen Ergebnisses der realdialektischen Metaphysik.

So erledigt sich für den Standpunkt der Realdialektik gleichzeitig die Controverse der Formal- und Gehaltsästhetiker wie beiläufig und ganz von selber. Denn ihr ist das specifisch Aesthetische nur eine besondere Betrachtungsweise der nämlichen Gegenstände, welche sonst unter die Kategorien des Wirklichen (der Kraft), Sittlichen (Relationen der bewussten Individualwillen) und Wahren (Erkenntniss des Realwiderspruchs) fallen.

Damit tritt die Aesthetik der Realdialektik in unmittelbare Parallele zu der hergebrachten Eintheilung der ästhetischen Grundformen: Einfach-Schönes, Erhabenes und Komisches, und bewährt sich auch hier in wieder als eine Weltauffassung, welche sich keineswegs mit lauter unerhört absonderlichen Dingen beschäftigt, sondern in engster Fühlung steht mit sämmtlichen Traditionen bisheriger Wissenschaft. Denn was z. B. die allerjüngste Literatur der Aesthetik so nachdrucksvoll in den Vordergrund gerückt hat: die innere Mitbewegung des ästhetisch percipirenden Subjects (Rob. Vischer) und das Symbolische*) am ästhetischen Eindruck

---

*) Nennt sich die realdialektische Aesthetik auch lieber eine Physiognomik der Essenzen, so verlangt sie doch als solche eben auch, dass das Schöne dem Schauen ein inneres Wesen offenbaren solle, stimmt also auch völlig der Forderung bei, dass die Form in der Kunst „aussehen müsse, als ob sie selbstgewachsen wäre“; denn sonst verhüllt sie das innerste Wesen mehr, als wie sie es offenbart. Im Allgemeinen kann sie sogar zugeben, dass ein Widerspruch zwischen Form und Gehalt hässlich sei, nämlich wenn daraus gar nichts „zu uns spricht“ oder nichts daran uns „anspricht“ — aber wenn sie darunter die Besonderheit des Komisch-Hässlichen subsumirt, so rehabilitirt sie die Realität des Widerspruchs dahin, dass nun aus dem widersprechenden Verhältnisse selber eine Wahrheit aufleuchte, nämlich eben die realdialektische; und je adäquater und der Realität conformer, mithin auch anschaulicher und intuitiv verständlicher dies geschieht, desto vollständiger verklärt sich das ursprünglich

(Joh. Volkelt), das anticipirte in seiner Weise vor jetzt 25 Jahren der Urheber der Realdialektik in dem Entwurfe einer Aesthetik, welcher seitdem als seine derzeitige Doctordissertation bei den Acten der philosophischen Facultät zu Tübingen deponirt ist. Das Innesein eines Gleichwiegens der Kräfte zwischen Subject und Object war darin als das Wesentliche am Eindrucke des Einfach-Schönen hingestellt und die Humoristik bereits — und doch wol zum ersten Male — in den allerinnigsten Zusammenhang mit dem Schopenhauer'schen Pessimismus gebracht.

Also auch was hier geboten wird, entbehrte nicht der in Jährung abklärenden Gärung, sondern hat Probe gehalten in der Bemessung an manch ephemerem Theoriechen und die Prüfung durch die Zeit besser bestanden als manch Hypotheslein, das inzwischen unter „exacten“ Empirikern gewaltigen Spectakel vollführt, um doch sehr bald wieder klanglos in den Orcus der Vergessenheit hinabzusteigen.

Dennoch wünschen wir nicht, denen beigezählt zu werden, die nichts gelernt und nichts vergessen haben. Manch trüben Niederschlag lassen wir getrost am Grunde, manch lustigen Einfall gaben wir, allen wissenschaftlichen Capricen abgeschworen, willig den Winden preis – aber in besserer Schule als der definirender und disponirender Schematik gehalten, verwandelte sich uns das bequem leichtlebige *Nulla dies sine linea* in ein oftmals recht unbequem schwerwiegendes *Nulla dies sine experientia.* Bekanntlich aber bindet sich der Prosector im Laboratorium der Tragik nicht an die Vorschrift: *experimentum fiat in corpore vili,* sodass es bei mehr als einem unserer Lehrsätze heissen könnte: *and thereby hangs a tale.* Denn darüber besteht wol heute kaum noch ein Zweifel: zum Aesthetiker taugt so wenig wie zum Dichter, wer nicht auch eigenstes Erleben

massig und massiv Komische zum geistig und geisterhaft Humoristischen, während das Tragische als solches nicht die blosse Spiegelung des Weltwesens in luftiger Fata morgana, sondern dieses selber vor Augen stellt.

sub specie aeternitatis zu fassen, und zwar ebenso sehr ein- als aufzufassen versteht. Das Nöthige an Kantischer „Interesselosigkeit“ ist dabei schon vorausgesetzt — ohne innerliche Loslösung vom eigenen Empfinden vermag dieses niemand zu objectiviren — aber allerdings auch soviel Zuthat vitalen Empfindungsgehalts, als erforderlich ist, um aus den um Styx und Lethe huschenden Gespensterschemen blutwarme Gestalten zu machen. Deshalb nimmt es die Realdialektik als Aesthetik mit der „willensfreien“ Erkenntniss so wenig engherzig und pedantisch genau wie als Metaphysik und scheut nicht allzuängstlich zurück vor dem Vorwurfe subjectivistisch mitvibrirender Obertöne; denn wie es ohne solche überhaupt keine Klangfarben giebt, so wird auch kein Colorit zum Incarnat, solange man nicht glaubt, pulsirendes Blut durch das Geäder hindurchschimmern zu sehen. Die Kühle sogenannter Objectivität stellt sich schon von selber ein, sobald der Sehmuskel die Nöthigung empfindet, sich accommodirend einzustellen, wenn das Auge überhaupt zu klaren Umrissen des mikroskopisch beobachteten Präparats gelangen will.

Demgemäss exemplificirt das vorliegende Stück Aesthetik viel weniger aus der Kunst als aus dem Leben — denn sie hat sich niemals zu jener Begriffsvergötterung bekannt, welche das secundäre Product als absolute Norm gelten lässt, um das wesenhaft Frühere mit dem Merkmale des individuell Zufälligen abzuthun. Die Realdialektik weiss von einer härteren Nothwendigkeit, als der mit der Incongruenz zwischen Einzelwesen und Allgemeinbegriff gegebenen, worauf im Grunde Alles hinausläuft, was bei Hegel Tragik heisst. Sie ihrerseits packt diese vielmehr unmittelbar „Menschen im Innersten“ und verkündet das hier gefundene mikroskosmische Gesetz nur deshalb als ein makrokosmisches, weil ihr überhaupt die Welt nichts ist, als die existentielle Gesammtsumme homogener Individualessenzen.

Um's Schöne ist es nichts als ein blosser Schein, um's Tragische bitterer Ernst, um's Humoristische beides zumal, sodass

es hier wirklich aussieht, als kletterten auch wir einmal die verbaldialektische Terrasse zum Plateau einer Synthesis hinauf.

So behält der Dichter gegen den etymologisch krittelnden Linguisten Recht mit seinem

Scheine das Schöne!

Denn der am Scheine sich sättigende, durch den Speisegang des Intellects am Scheine sein Genüge schlürfende, ist der sich ästhetisch verhaltende Wille, wie der am Wissen seinen Durst löschende der Wahrheit verlangende ist. Insoweit also bewegen sich Kunst und Wissenschaft in einem beiden angeborenen Antagonismus: das einemal will der Wille um jeden, das anderemal um keinen Preis getäuscht sein. Darum haben ja von jeher die Kunstfreunde gelockt mit der Versicherung, das Schöne gewähre die einzig ungestörte Ruhepause im Kampfe um's Dasein, — in ihm erhole sich der Wille, um Kraft zum Weiterringen zu sammeln — so sei die Kunst ein allen Weltaltern Unentbehrliches, eine ideelle Rückkehr in's verlorne Paradies, ein Traum vom Himmel auf Erden; und die sich nicht ohne Wiederkehr in die Abgründe eines erbarmungslosen Pessimismus begeben mochten, liessen nicht ab davon, sich und anderen den „Werth der Illusion" zu preisen.

Aber das alles ändert ja nicht das Mindeste an der Wahrheit der Realdialektik, vor deren durchdringendem Blicke alles, was als ein Versöhntsein sich anlässt, in Trug und Wahn sich verkehret. Wenn der Wille einer solchen Selbsttäuschung mittels blossen Scheines einmal bedarf, so schliesst das ja schon die Thatsache seiner Selbstentzweiung in sich.

Weil er im tiefuntersten Grunde doch Einer ist, hört er nicht auf, sich zu sehnen nach einer aus der Zweiheit sich zusammenschliessenden Verwirklichung einer der metaphysischen Einheit entsprechenden phänomenalen factischen Einigung, und was ihn angesichts des Schönen so über alle Maassen entzückt, ist der in dessen Perception unwiderstehlich sich erzeugende Momentanglaube an

eine derartige existentielle Realisirung des doch essentiell ewig Unrealisirbaren. Da dünkt er sich umstrahlt von einer Himmelskrone des Friedens. Auf ein paar Wonneaugenblicke ungestört von dem die Realität seines ganzen Seins und Werdens durchziehenden Zwiespalt, träumt er sich im idealen Besitze eines seligen Genügens zurück in den Schooss einer vorweltlichen Kampflosigkeit — nur möglich, solange dieser holde Schein nicht dahin strebt, sich zur Erscheinung zu verkörpern, als welche nie und nirgends solchen Friedens froh werden könnte. Der Wille schwelgt auf so lange im Rausche eines Körper- und Schwerelosigkeit vorspiegelnden Seelenhaschisch: endlich einmal sei ihm gelungen, wonach er seit Ewigkeiten vergeblich getrachtet: ein Gebilde ohne Fehl und Tadel herzustellen, seiner eigentlichsten Strebelust Erfüllung — vergessend, dass deren Negativität auch nimmer hinausreicht über ein Lindern-, Mindern- oder Meidenwollen von Uebeln in's Reich einer positiven Beseligung.

Und wenn damit das Schöne als solches in der reinen Idealität seines eigensten Wesens erkannt ist, so entspricht dem ja auf der subjectiven Seite das Correlat einer gleich realdialektischen Negativität des nur im Vergessen jeden Genuss-, d. h. Bedürfnissinhalts geniessenden Willens. Nur desshalb können sich die Fäden dieses Truggewebes herüberundhinüberziehen, weil drüben ein Unmögliches (Finalbefriedigung des Willens) und hüben ein Undenkbares (der logische Widerspruch eines genusslosen Geniessens) steht und beides urständet in der metaphysischen Realnegativität eines Willens, der ebensosehr will als nicht will, *Voluntas nolens* und *Noluntas volens* in Einem ist.

So ist es doch überall der nämliche Wille: der im Schönen mittels seiner Grundeinheit über seine fundamentale Selbstentzweiung sich selber belügt, im Tragischen sich als Selbstentzweiten erkennt und im Humor die eigene Zweiheit wider sich selber kehrend und den Geist sieghaft wider das Gewollte stellend, sich über sich selbst erhebt — entsprechend den drei Stufen der unmittelbaren

Intuition, der vernünftigen Reflexion und der metaphysischen, diese beiden Vorstufen zwar nicht versöhnenden, doch zur widerspruchsvollen Einheit zusammenschliessenden Speculation.

Mithin durchwaltet sämmtliche Formen des Aesthetischen zu gleich ein Mystisches; denn selbst das mittlere Gebiet sieht das auf reine Causalitätserkenntniss abzielende Verständige scheitern an der logischen Unvereinbarkeit einander widersprechender gleichmächtiger wie gleichberechtigter Factoren: die Tragik bleibt dem reinen Rationalismus ebenso sehr ein Räthsel, wie der Humor eine Thorheit und das Schöne eine wesenlose Imagination. Das Oxymoron eines zugleich Imaginären und Essentiellen verwindet nur die Realdialektik, welche daraus den ästhetischen Eindruck als reale Macht begreifen lehrt, die trotz all ihrer Schattenhaftigkeit doch mehr ist, als ein rein Nichtiges, als ein leerer Wahn.

Wenn wir die Wirkung des dynamisch Erhabenen empirisch ebenso wie logisch für den ersten, ursprünglichen und elementaren ästhetischen Eindruck halten dürfen, so umfasst dieser schon implicite die ganze ästhetische Antinomie in keimartiger Form und anticipirt so potentialiter deren letzte und höchste Selbstverwirklichung in der pessimistisch-humoristischen Negativität. Das Gefühl des Erhabenen ist Lust am Anblick des das Individuum Bedrohenden — verhält sich aber nach Intensität und Intellectsweite zum Humoristischen etwa wie innerhalb der Schopenhauer'schen Ethik der Selbstmord zur asketischen Selbstverneinung des Quietismus. Freude an der Weltverneinung kann erst haben, wer die weite Strasse durch den ganzen eudämonologischen Schein, der zum optimistischen Wahn führt, hinter sich hat. Das am meisten verführerische unter allen Geweben der Maja, den holden Trug des Schönen, muss zuvor durchschaut haben in seiner schlechthinigen Momentaneität vermeintlicher Versöhnung des ewig Selbstentzweiten, wer fähig, willig und bereit sein

soll, als Humorist die innere Weltnichtigkeit zum eigentlichen Gegenstande seiner Betrachtung zu machen.

Wer nicht zuvor die Wonnen der Liebe durchkostet, hat noch die Weihe nicht empfangen, um in der Vermählung von Kopf und Herz diesen „Knaben Lenker“ erzeugen zu sehen von der Greis gewordenen Welt. Das ist, was die blos greisenhafte, von keiner wirklich durchlebten Erfahrung gestählte Blasirtheit für Tragik und Humor gleich impotent macht. Befangen geblieben in der Einseitigkeit des Egoismus, hat sie so wenig Schmerzempfänglichkeit für tragische Conflicte, wie naive Hingebung an den Reiz des Schönen, und leistet an Humoristik nur das Afterbild hämischen Gehöhnes. Wer immer sich mit dem Wesen des Humors tiefer einliess — Lazarus wie Jean Paul — musste erkennen, dass er echt nur erblühen kann auf dem Boden eines von Liebesschutt aufgelockerten Gemüths.

I. Das Tragische.

1. Die charakterischen Voraussetzungen des Tragischen.

Will man die verschiedenen Erscheinungsweisen des Tragischen gruppiren, so bietet sich als nächster Eintheilungsgrund der Charakter des Hauptbetheiligten und die Form des Contacts dar, in welchem dieser mit dem Schicksal steht. Da wir ein einfach Tragisches des blossen Schicksals nicht anerkennen, so muss die Form der Collision mit dem Zufall als ein erst Secundäres zurücktreten vor dem Gehalt der collidirenden Persönlichkeit. Nicht umsonst spricht man von einem tragischen Helden — denn ein reiner Lump kann nie Tragisches erleben — mehrere der für das Heldenthum in meinen „Mosaiken und Silhouetten“ aufgestellten Requisiten sind ebenso viel integrirende Momente der tragischen Wirklichkeit. So gut aber wie wir dort den handelnden von dem duldenden Helden unterschieden haben, werden wir eine mehr active und eine mehr passive oder eine mehr männliche und eine mehr weibliche Form tragischen Erlebens nebeneinander stellen dürfen. Das beiderseits Unerlässliche ist zuerst nur jene Constanz des Handelns, deren objective Seite uns die „Idee“, wie ihre subjective Grunderscheinung das „Pathos“ des Helden hiess; und wenn es oft nur die Zähigkeit einer gewissen Illusionsfähigkeit sein wird, was diese Urvoraussetzung des Tragischen am Leben erhält, so rückt das damit geschaffene Blendwerk den tragischen Helden nur noch unmittelbarer unter die nämliche Beleuchtung, welche unsere Einleitung als den wesentlichsten Bestandtheil in der Auffassung des Einfach-Schönen aufgezeigt hat — ein Umstand, welcher die

ästhetische Verarbeitung eines so gearteten Objects natürlich ganz erheblich erleichtert.

Was den auf tragischen Posten Gestellten ausharren lässt im Gedränge seiner Situation, was ihn stark macht, die inneren und äusseren Kämpfe zu bestehen: das ist das Bewusstsein — welches übrigens ein völlig unreflectirtes sein kann und der Regel nach sogar sein wird — soviel an ihm ist, das besste Theil der Menschheit zu bethätigen: das Vermögen, für ein Höheres einzutreten, auch da noch, wo sittliche Gegenmächte dieses in Frage stellen; und beiden Seiten gerecht werden zu wollen, nicht feige ohne Selbstentscheidung sich der einen in die Arme zu werfen und von ihr ausschliesslich sich bestimmen zu lassen *(fortem fata ducunt, non trahunt)*: das ist es, was seine Grösse ausmacht. Woran er sich immer von neuem aufrichtet, wenn der Muth der Verzweiflung weichen möchte, woran er sich festklammert, wenn das gezerrte und schon wankende Gewissen selber ihn dem Selbstuntergang, dem Sichselberaufgeben überantworten möchte: das ist schliesslich ein mehr oder weniger klares Gefühl, in der eigenen Sache Repräsentant einer allgemeinen Nothwendigkeit zu sein und somit nicht bloss im eigenen Namen zu handeln und zu leiden, sondern in dem der sittlichen Bedeutung des bewussten Daseins überhaupt, als welche es nicht duldet, dass einer ihrer berufenen Streiter anders als unter dem Schwertstreich allerletzter Kraft den angewiesenen Platz verlasse — mag dieses Ende in die sanftere Form der Resignation oder in die schroffere des Wechseltodes auslaufen.

Darum sprachen ja die Alten von einem *spectaculum Diis dignum*; ihnen personificirten ja die Olympier jene ewigen Mächte, ohne welche das Menschenleben so schal wäre, wie das des einsam im Walde verendenden Wildes. Ohne den Glauben an deren Realität — und mag solcher sich noch so unkenntlich machen in den verzerrten Grimassen wildester Skepsis, die als solche ja nicht das Gegentheil vom, sondern nur ein Schwanken

im Glauben ist — sinkt jeder beim ersten Anprall einer Doppelpflicht kampflos nieder.

Wohl kann es auch den Starken wie ein Erdstoss überschütten, dass ihm für eine Zeit lang der Athem und die Besinnung ausgehen: aber dann wird er mit gewaltigem Ruck die auf ihn geworfene Masse abwälzen, sobald durch irgend einen Spalt das Licht von oben wieder an sein Auge dringt. Begraben unter dem Schutt der Gemeinheit, gehetzt von tausend Stachelpeitschen der „simpeln“, in Einseitigkeit verstockten Ungerechtigkeit, zusammenbrechend unter den Drangsalen unablässigen Ringens mit den Umschnürungen der Niederträchtigkeit: schnellt der tragisch inspirirte Geist auf, gehoben von der Gewissheit, für sich allein doch unendlich viel mehr werth zu sein, als die ganze Meute unwürdiger Widersacher sammt der denen secundirender Kläffer, und schwingt sich, aller Erdenschwere enthoben, auf in den Aether eines zwar nicht in Widerspruchslosigkeit beschwichtigten oder auch nur beruhigten, aber doch geklärten Gewissens.

Mächtigere Erweisung der ethischen Idee kann es doch nicht geben als wie solche Selbstbehauptung inmitten allseitiger Attaken, da es ja im Grunde ihre eigene Selbstzerklüftung ist, was ihren treuesten Priester zur Selbstopferung zwingt.

Da kehrt mitten im heftigsten Schwanken der beiden Schalen, worin das sittliche Für und Wider soll abgewogen werden, doch eine innere Ruhe, ja sogar Stille in's Gemüth ein: die Festigkeit unwankenden Entschlusses, nicht fahnenflüchtig zu werden, trotz aller Lockung — und während so die Nebel des Zweifels mählich sich klären, und das wirre Chaos durcheinanderflirrender Gedanken in unvermerktem Niederschlag sich abklärt: verklärt sich zugleich das Hässlichste: die durch Wust und Staub und Schmutz geschleifte Erdenseite der Menschenseele zu einem Gegenstande und Träger allererhabenster ethischer Beziehungen, grundlegender sittlicher Verhältnisse. Dann kann auch das Ekel-

hafteste nicht mehr besudeln, das Niedrigste nicht mehr entadeln. Abgestreift sind alsdann alle kleinlichen Erregungen und Bedenklichkeiten, wie der Schwachmuth sie scheut, weil der stets nur das Allernächste sieht und das Ewige unwiederbringlich aus den Augen verloren.

Wie man ja das Ewige einer Individualität überhaupt nur aus der Fernsicht räumlicher und zeitlicher Weiten gewahr zu werden pflegt, weil in der Nähe die scharfen, unversehens verletzenden Schlackenkanten urtheilfälschend sich vordrängen — wer hart am Fusse des Riesenberges steht und ständig wohnt, gelangt niemals zu einem Ueberblick und rechten Schätzung seiner wahren Grösse —: so muss der tragische Held in innerm Schauen einen Abstand von sich selber, nämlich von der Enge seiner nächsten, alle Schnellkraft einzwängenden Umgebung, genommen haben, ehe er zu sich selber kommen, zur hellen Einsicht von seiner wahren Pflicht und Aufgabe gelangen kann. Diese aber sind für ihn der Natur der Sache nach niemals ein Einfaches, sondern ein stündlich neu sich complicirendes Ineinander unvereinbarer Zumuthungen — und durch diess Labyrinth an durcheinanderlaufenden Fäden sich hinzuwinden: das ist es, was den Charakter eines tragischen Lebensganges ausmacht, zu welchem eben darum als Hauptstück ein tragisch disponirter Charakter gehört. Wie ein körperloser Geist, ganz nur noch in der Sache und für sie lebend, des Eigenen vergessend und unbekümmert um alle denkbaren Folgen, schreitet ein solcher die angewiesene Schwertgasse entlang, links und rechts umstarrt von den Spitzen allerbitterster Herzensqualen.

So legte ein sicherer Sprachinstinkt dem Worte „Seelenstärke“ jenen engern Sinn bei, nach welchem es grade das Vermögen bezeichnet, das Zusammen der realdialektischen Widersprüche zu ertragen und mit klarem Selbstbewusstsein auszuharren, wo „schwache Seelen“ in Wahnsinn auseinanderbrechen

oder in Gleichgültigkeit abstumpfen, wie alles „Abgebrühte“ Straffheit und Glanz verliert.

Nicht verzweifeln, ist das eigenste Kennzeichen der Seelenstärke, ohne Hoffnung leben, wie wenn man noch hoffte, und immer neuen Anstürmen, die dazu angethan wären, einen „um den Verstand zu bringen“, nicht erliegen; solche Dehnbarkeit des Bandes zwischen den antagonistischen Factoren, solche passive Elasticität, welche zu dulden vermag, ohne „dickfellig“ zu werden oder entmuthigt die Hände in den Schooss zu legen, ein Herz, das weder in Trotz noch in Verzagtheit untergeht: das ist die wahre Garantie echten Gemüths und meistens um so sicherer, je weniger es in Sagen und Klagen von seiner Kraft verpufft.

Weil es überall nur der Geist ist, der in die Seelenabgründe hinableuchtet, mag unschwer bei solchem Tiefblick äusserlich die Ruhe scheinbar rein objectiver Ueberschau sich bewahren, wer sich oder andern die Zwiespältigkeit des eigenen Gemüthszustandes klar macht — ein Ineinander von Frieden und Friedlosigkeit, wie es selber nur aus der Realdialektik begreiflich wird, weil doch auch der Geist letzten Endes aus dem zwiespältigen Willen selber stammt. Denn nichts wäre verkehrter als die Meinung, es handle sich bei der Empfänglichkeit für tragische Conflicte etwa ausschliesslich oder auch nur vorzugsweise um unklare und zerrissene Naturen, die dergestalt in sich getheilt sein müssten, dass sie keinen festen Schwerpunkt mehr hätten, sondern von einer Mehrheit von Centren in der Schwebe gehalten würden, deren Gleichwiegen durch den leisesten Anstoss aufgehoben werde. Vielmehr können es grade Conflicte allerschmerzlichsten Art sein, welche sich ganz im Oberstrome abspielen, während das tiefste Wollen der Unterströmung von ihnen völlig unberührt bleibt. So bleibt in einem Orestes alles unversehrt, was nichts mit Pietätsbeziehungen zu thun hat, in einem Rüdiger, was nicht die Vasallentreue angeht, — und doch zweifelt niemand, dass bei jenem die Spaltung der Kindesliebe in die

zum Vater und zur Mutter ausreicht, ihn zu einer Beute der allerwildesten Furien zu machen, und dieser mit seiner einfachen Klage dass Urwort aller Tragik ergreifender ausgesprochen, als je die beredteste Aesthetik dessen mächtig sein würde:

> Swelhes ich nu lâze unt das ander begân,
> sô hân ich bœslîche un vil übel getân:
> lâz aber ich si beide, mich schendet elliu diet.
> nu ruoche mich bewîsen der mir ze lebene geriet.
> (Lachmann, Strophe 2091.)

Nur Eines von Beidem thun können, wo man Beides will, ist das unerbittliche Gesetz der Wirklichkeit, das allen tragischen Monologen ihren Inhalt giebt. Wer mit vollem Bewusstsein in einer Situation steht, in welcher ein Schritt gethan werden muss, den in anderer Hinsicht das eigene Gewissen nicht billigen kann: der macht in solcher Einheit von Wollen und Nichtwollen den ganzen Inbegriff der Realdialektik im eigensten Selbst durch. Da bleibt die klarste sittliche Selbstverurtheilung vereinbar mit der Unüberwindlichkeit der dem „bessern Selbst" widerstrebenden Motive, weil doch eben auch diese mit nichten ein schlechthin Unberechtigtes sind, vielmehr so zu sagen nur die Mächte und Rechte der Materie, welche das Stoffliche der Individualität mit Gewalt herunterzerren aus dem Aether der Idealität. Und wie in einem in seiner Gravitationsbewegung durch die Erde gehemmten Körper seine Schwere fortwirkt als Druck, so dauert in solchem Willen auch noch nach der getroffenen Wahl und darnach vollbrachten That der dynamische Widerspruch fort. Nur die actuelle Unruhe der noch unvollendeten Handlung ist in der Krisis verschwunden, dagegen aber actualisirt die Spannkraft der in Wirklichkeit umgesetzten innern Friedlosigkeit, indem die „unbefriedigt" gelassene Hälfte des Willens als nachwirkende subjective Qual reagirt, namentlich gern in der Form einer Selbsttäuschung über den Grad der Unfreiwilligkeit des Geschehens. Man meint hinterdrein, anders haben handeln zu können, um so mehr als auch vorher schon die Gegenmotive klar vor dem Bewusstsein

gestanden. Andererseits aber erscheinen — wie auch schon von anderer Seite her Schiller's Wort

> **Ein andres Antlitz ehe sie geschehen,**
> **Ein anderes zeigt die vollbrachte That**

commentirt worden ist — die durchgeschlagenen Motive nicht mehr so unwiderstehlich, wie sie es im Augenblick ihrer Wirksamkeit doch „in der That" waren, und dieser peinigende Schein einer trotzalledem indeterministischen Freiheit wird innerhalb jeder nicht realdialektischen Auffassung um so unwiderlegbarer sich aufdrängen, je weniger die vorhandene Selbstentzweiung für logische Beurtheilungsweise commensurable Maassstäbe zulässt, sodass in dieser Beziehung die realdialektische Einsicht mit allem Fug eine Art von erlösender Kraft sich beilegen darf.

Denn sie lehrt, an der im tiefuntersten Grunde unzerstörbar vorhandenen Einheit festhalten, wo die ihrer „Gesundheit" sich freuende Zwiespaltlosigkeit eine völlig unvermittelte Zweiheit vor sich zu haben glaubt und so die tragischen Grössen zusammenwerfen möchte mit jenen kleinlichen Schwächlingen, die an nichts als Zerrissenheit ihrer Laune kranken. All jene, denen *haerent remi in vado,* weil ihr Denken wol Klarheit, aber keine Tiefe und ebenso wenig eine kraftvolle Strömung besitzt, dünken sich viel zu klug, um vom erfahrenen Seemann in Schiffergeschichten sich davon erzählen zu lassen, wie es hergeht in den Strudeln der Willensconflicte. Ihnen selber widerfährt ja gar nicht die Odysseusehre, zwischen Scylla und Charybdis verschlagen zu werden. Diese gegen alle tragischen Schicksale gefeiten Naturen entgehen die einen auf diesem, die andern auf jenem Wege allen damit verknüpften Unbehaglichkeiten. Ein Theil von ihnen lässt sich im Collisionsfalle allemal einseitig leiten von der dominirenden Leidenschaft und merkt's so gar nicht, dass gleichzeitig von drüben her ein anderer Wind in die Segel fährt. Bei Anderen sind es nebenherlaufende Neigungen und mechanisch („unbewusst") fortwirkende Gewohnheiten, was ihnen das Gleichgewicht erhält,

sowohl gegen die aus der Tiefe aufsteigenden Wirbel, wie gegen die über das Strombett hinbrausenden Stürme. Und wie Manchem ward als Solidität seines Fahrzeugs hochangerechnet, was nichts war, als die Gunst seiner Ladung! Es sind ja doch keineswegs immer die leichtest gebauten Schiffsrümpfe, die am ehesten an Klippen zerschellen — die Wucht des Anpralls ist doch bei starkrippigen viel gewaltiger: auch auf dem Schlachtfelde der ethischen Kämpfe sind es die Helden, die zuerst fallen.*) Den luftigen Spielball der Wellen trägt leicht auch ein glücklicher Zufall unversehrt in den Hafen, dessen Strand bedeckt ist mit den Trümmerbalken gescheiterter Orlogsriesen. Wer selber seines schwanken Canoes einzigen Inhalt bildet, der braucht nur gewandt zu sein, um sich vor Kentern zu sichern; aber wessen Fracht auf breitem Deck und niedrigem Kiel aus schweren Stückgütern besteht, der ist unrettbar dem Umschlagen verfallen, sobald einmal ein heftiger Seitenstoss die Balance der Schiffshälften aufgehoben hat: so stellt leicht das gefährdete Aequilibrium zwischen Gewolltem und Nichtgewolltem wieder her, wer nur für seine eigene Person sich den Umständen anzuschmiegen braucht — und je leichtsinniger er ist, desto lieber lässt er sich schaukeln, desto spöttischer kann er des Andern lachen, der kostbare Waare zu hüten hat und vergebens sich abmüht, den schon aufsteigenden Kiel zu bemeistern, damit nicht die Flut über Bord hereinstürze. Wer mit dem Leben spielt, giebt willig Wind und Wellen nach; wer es ernst damit nimmt, mag vom Steuer nicht weichen, noch

*) Der Schwächling entwindet sich dem ethischen Dilemma dadurch, dass er, wie Weislingen im zweiten Act des Götz sich wegen Verletzung hoher Pflichten durch die drängende Erfüllung ganz unbedeutender Obliegenheiten entschuldigt. Aber gewaltiger rüttelt's an deren Kraftnatur, deren Gewissen auch einen energischeren Pulsschlag hat, — so sind es die cholerischen *δύσκολοι*, deren ethische Constitution zu solch schwerer Herzkrankheit prädisponirt, während der sanguinische *εὔκολος* in seinem glücklichen Leichtsinn gar nicht merkt, dass auf beiden Seiten Forderungen stehen — er sieht nur die eine und weiss nichts von Situationen, in denen grade die Enthaltung von jeglicher That mit d o p p e l t e r P e i n quält.

durch Schwimmen die eigene Existenz retten, preisgebend, um was er in See stach: eine *vita vitalis*.

Nach gleichem Maassstabe bemisst sich aber auf dem Fahrwasser des Lebens ebenso leicht der Unterschied des wahrhaft tragischen von dem blos superficiellen Widerspruch, wie er gern im Verhältniss der blossen Aufwallung des Affects zum Grundwollen zu Tage tritt. Jedes blosse Aufsprudeln schleudert nur das über den Wasserspiegel empor, was gerade in diesem Augenblick und an dieser Stelle im Flussbett sich befindet — und oft ist, was so aufkollert, nicht gewichtiger als Gasbläschen, die zuweilen auf Augenblicke die Oberfläche durchbrechen, blos um zu platzen, sobald sie dieselbe erreicht haben. Das mag Stoff zu Possen geben oder sonst wie dem Humor zufallen, aber fürs Tragische hat es höchstens die Bedeutung, eine seiner Caricaturen liefern zu können.

Aber die Paradoxienkette reicht hier noch weiter. Das triviale: „Man gewöhnt sich an alles", gilt zuletzt auch im Tragischen — es scheint, so sonderbar es klingt, Naturen zu geben, die sich endlich in der Tragik heimisch fühlen, wie es einfacher geartete Seelen giebt, denen ein regelmässig Quantum Herzeleid so unentbehrlich scheint wie das tägliche Brot. „Das liebe Brot und die liebe Noth" sind ja längst schon sprachlich mit einander vergattet. Da treibt immer von neuem ein unwiderstehlicher Pruritus an, sich an verfänglichen Situationen die Finger zu verbrennen — statt solchen nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen, sucht man sie auf — aber die schlimmsten kommen dann doch jedesmal noch obendrein ungerufen hinzu. Jedoch selbst diesen gegenüber ist es aus solchem Munde so wenig blanker Sarkasmus wie überhebende Renommisterei, wenn es dort in vollbewusster Bitterkeit heisst: nicht jeder ist „so glücklich", über das Tragische „mitreden zu können" — man darf das nicht einen tragischen Leichtsinn nennen — eher eine leichtsinnige Tragik. Wie Onkel Bräsig nicht ohne sein bischen Hofjungenärger leben kann und

jene Französin sagte: j'attire les malheurs (der Glaube an den „bösen Blick“ besagt ja nichts anderes): so sind derartige Charaktere von tragischen Kreuzfeuern umknistert, wie die Spitzen der Blitzableiter von den St. Elmsflämmchen — eine individuelle Apprehensivität, die in dem spätern Abschnitte über die Verwickelung von Schuld und Schicksal uns noch einmal wird beschäftigen müssen — hier bereitet es uns vorläufig schon darauf vor, dass die Tragik keineswegs immer und unausbleiblich auf dem Cothurn daher schreitet. — Der Soccus des sogenannten bürgerlichen Trauerspiels hat ihr diess Recht ja mit so energischem Erfolge vindicirt, dass *in praxi* die Meister der ästhetischen Schule sich für ihre eigene Person der Unwiderstehlichkeit dieses „Pumpwerkes für die Thränendrüsen“ unterlegen bekennen müssen.

---

2. Die Bedingungen des Tragischen im Grundwesen des Ethischen.

Nicht anders aber als wie wir die Hegel'sche Gedankendialektik im tragischen Individualsubject in eine Willensdialektik sich umsetzen sahen, geschieht das Nämliche im Gebiete der allgemein ethischen Willensbestimmungen. Dessen beide Sphären: Moral und Recht sind gleichermaassen vom realdialektischen Widerspruch durchzogen: eine vollkommene Rechtsverwirklichung ist sachlich so unmöglich, wie eine reine Tugendübung thatsächlich unausführbar.

Für solche Wesensdefecte schuf sich das friedebedürftige Menschenherz künstliche und gewaltsame Ausgleichungen: die positive Religion und das positive Recht sollten Gewissheit und Sicherheit gewähren, wo die innerste Natur der Dinge solche versagte: der unverbrüchliche Wille eines göttlichen Gesetzgebers sollte allen Gewissenszweifeln ein Ende machen, die statutarischen Normen codificirter Legislatur fernere praktische Controversen abschneiden. Dass das Eine so wenig wie das Andere factisch

gelungen, weiss heute alle Welt: nur die Juristen lassen nicht von ihren „dogmatischen“ Aufstellungen und die Theologen nicht von der Behauptung unerschütterlicher Einheitlichkeit ihres Gotteswillens.*) Der edle feinsinnige Rothe liefert hier das Gegenbild zu dem starren scharfsinnigen Wuttke, der in seiner „Christlichen Ethik“ zwar im Gegensatz zur Schönmalerei vulgärer Moralisten alle Schrecken der Tragik auf dem Boden des Heidenthums beredsam auszumalen weiss, aber mit gleicher Energie für sein Christenthum die Anerkennung absoluten Versöhntseins in Anspruch nimmt: „Die in Christo versöhnte Welt habe kein Trauerspiel mehr“ (II., 38.) Näher zugesehen aber ergiebt sich alsbald, dass man viel Unmenschliches in den Kauf nehmen müsste, wenn man zur Ehre eines solchen Gottes von einer ethischen Weltharmonie sich wollte überzeugen lassen — denn da müsste zuvor in tausend Fällen die Stimme reiner Menschlichkeit zum Schweigen gebracht sein — desshalb wird ja auch nichts eifriger perhorrescirt von Seiten des orthodoxen Fanatismus, als eben die ethische Entscheidung des natürlichen Gewissens.**) Wem aber dieser Preis zu hoch ist, der geht damit allerdings auch jener Verheissung verlustig, welche Wohlergehen

---

*) Der Abscheu des Pietismus vor jedem Theaterbesuch dünkt mich hiermit in einem, wenn auch meistens unbewusst bleibenden Zusammenhang zu stehen und ebenso was Augustinus in seinen „Bekenntnissen“ hierüber sagt, obgleich dieser zunächst gegen ein Abstumpfen des Mitleids sich zu wenden scheint, indem er die Wirkung des Tragischen dem Eindruck der Thier- und Gladiatorenkämpfe gleichstellen möchte, was sonst bei seiner im Uebrigen so feinen Psychologie doch als eine gar zu plumpe Verkennung des eigentlichen innern Hergangs aussehen müsste.

**) Nicht blos die Gerechtigkeit fordert hier den Zusatz, dass in denselben Tagen, wo diess geschrieben ward, in der (einst Hengstenbergischen) Evangelischen Kirchenzeitung, 1877, Nr. 16, ein Vortrag von Professor Dr. Grau erschienen ist: „Das Leiden des Gerechten“, der scheinbar von einem ungleich unbefangeneren Standpunkte ausgeht, obgleich sich die Intention schliesslich als eine nicht blos engherzig orthodox, sondern specifisch kirchlich tendenziöse enthüllt — vielmehr auch das Bedürfniss, an ein paar ganz frappanten Sätzen darzuthun, wie nahe selbst eine von Hause aus so ganz anders geartete Anschauung realdialektische

auf Erden allen denen ankündigt, die nicht weichen von dem Pfade der „Väter“.

Auffassung streifen muss. Da heisst es gleich — Spalte 370 — wie wenn ich meine ähnlich lautenden Aeusserungen erst von dort entlehnt hätte: „Es ist, als ob die Poesie auf ihrer Höhe in der Tragödie, nachdem sie im Drama überhaupt schon alle übrigen Künste in ihren Dienst gestellt hat, nun endlich auch noch in die Wissenschaft, in die Philosophie übergriffe, um den ganzen Menschen in die gewaltigste Erregung und Thätigkeit zu versetzen.“ Dann wird auf der nächsten Spalte von Rümelin, dem Verfasser der Shakespearestudien eines Realisten, u. A. Folgendes aus der Ausführung eines zu vornehmer Ruhe abgeklärten Pessimismus als „schön“ citirt: „Furcht und Mitleid, Angst und Bedauern sind als ständige Grundaccorde ... zu denken. . . . Der Dichter braucht diese Stimmungen daher nicht erst künstlich zu erregen; er knüpft an sie an als an etwas auf dem Hintergrund unseres gesammten Lebensgefühls immer wenigstens latent Ruhendes. . . . Das Lustspiel und die heitere Dichtung . . umhüllt mit einem gefälligen täuschenden Schleier die wahre Gestalt der Dinge. Das Schauspiel oder Epos mit glücklichem Ausgang zeigt uns zwar ernstere Vorgänge, es führt die Gefahren und Noth des Lebens an uns herauf, leiht aber der menschlichen Kraft den Sieg über die dunklen Mächte und lässt den Weltlauf halb verhüllt und in hoffnungsvoller Beleuchtung vor uns erscheinen. Die tragische Dichtung erst nimmt Menschenleben und Schicksal in ihrer wahren, unverschleierten Gestalt als die ständige Quelle von Angst und Mitleid.“ Dann wird erinnert an das „hellenische Wort: das sind die Söhne der Götter, die sie ihre höchsten Freuden, wie ihre tiefsten Schmerzen schmecken lassen“, und schon auf der nächsten Spalte begegnen wir einem Zugeständniss von einer Demuth, wie sie solchen vollgläubigen Gottesfreunden selten beiwohnt, sodass man kaum weiss, ob man sagen soll, der sie schrieb, habe sich dazu aufgeschwungen oder in seinem Sinne — herabgelassen: „Es sind Fehler und Vergehungen, welche, mit den höchsten Tugenden und glänzenden Eigenschaften *wie Kehrseiten unauflöslich verbunden*, einen herrlichen Menschen in den Abgrund hineinreissen. . . . *Die tragische Schuld ist die Schuld der edelsten, besten und liebenswürdigsten unserer Brüder.*“ Das Erste, was hierbei die tragische Kunst thut, ist, „dass sie den furchtbaren und bemitleidenswerthen Untergang . . . . nicht etwa wie die schlechten Tröster thun, zu verschleiern, zu verkleinern, oder davon abzuziehen sucht, sondern vielmehr in ganzer Grösse zuerst uns vor Augen stellt und uns also recht tief in Mitleid und Furcht versenkt. — Denn der tragische Held, der vor dir untergeht ist viel besser, gewaltiger und herrlicher als du.“ Zur Anknüpfung der tragischen an die religiösen Beziehungen wird Spalte 373 von der hellenischen Tragödie gesagt: sie „zeigt, dass was da hier unten geschieht, doch nicht blos von unten emportaucht, um wieder nach unten verschlagen zu werden,

Danach wäre es grade das, was als sittliche Entwickelung angestrebt wird, worauf der schwerste Fluch läge, obzwar zunächst auch nur in der Form des Un-„segens."

---

sondern dass die himmlischen Mächte . . . an solchen Geschehnissen betheiligt sind . . . die Moira oder Pepromene, die Ananke, der auch der Gott sich nicht entziehen kann." (Lehrs' Populäre Aufsätze aus dem Alterthum, 2. Aufl. S. 207 ff.) „So treten die griechischen Tragöden wie Aeschyles und Sophokles . . . mit dem auf Erden unlösbaren Räthel des menschlichen Geschicks an die Himmelsthüren und wenden sich über die Götter hinaus als selbst noch unvollständige Dolmetscher des Urgrundes der Gottheit, an diesen selbst . . . sie weissagen von den Tiefen der Gottheit, von einer auch über die Götter herrschenden Macht, die sie freilich nicht zu enthüllen im Stande sind. Das kann sie nur selbst thun". Nachdem dann mit einer bei christlichen Exegeten seltenen Aufrichtigkeit die Stellung des alten Testaments zum Problem des Tragischen besprochen und gradezu (Spalte 374) gesagt ist, es scheine in der That auf dessen Boden kein Raum für das Tragische zu sein, wird der vielerörterte Hiob abermals einer Betrachtung unterzogen, nicht ohne Heranziehung der sogenannten Leidenspsalmen — und das Resultat lautet: wie die Frage Ps. 22, 2: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" ohne Antwort bleibe, so töne auch der Hiob aus in das unerschlossene Geheimniss der Gottheit. Mit anerkennenswerthen Nachdruck wird die „Unschuld" Hiob's zugestanden und dem entsprechend die Ungerechtigkeit seiner Freunde, die zu Anklägern werden: „Gott verwirft, die sich zu seinen Sachwaltern aufgeworfen und zu seinen Gunsten wider Hiob gelogen haben" (Spalte 378) und es wird ausdrücklich auch die Erklärung als unzureichend abgewiesen, als handele es sich um ein blosses „Prüfungsleiden, so wäre es kein Geheimniss mehr." (Spalte 379). So wird denn endlich durch die Leiden der Propheten der Uebergang gewonnen zu einer fast mystisch zu nennenden Auffassung, welcher wir das Lob der Unerschrockenheit um so weniger versagen wollen, als sie in der That nicht mehr weit absteht von jener urältesten Gestalt religiöser Realdialektik, welche das Weltleiden aus der Sünde Brahm's herleitet; denn da finden wir zu höchstem Befremden im Munde eines kirchlich Orthodoxen doppelt paradox klingende Worte, wie folgende (Spalte 381 fg.): „Schon in den Propheten redet, arbeitet, leidet Gott selbst. . . . Im Reiche Gottes gilt das Gesetz: Adel verpflichtet . . . , je unschuldiger einer ist, desto mehr muss er Strafe leiden. . . . . Indem wir uns in diese Gedanken versenken, empfangen wir auch eine . . . gotteswürdigere Ansicht vom göttlichen Zorn und von der göttlichen Gerechtigkeit und Strafe, wenn wir uns überzeugen, dass Gott, indem er zürnt, viel mehr zu leiden hat als die, welchen er zürnt. . . . . Hat denn nicht Gott, da er den Menschen schuf und auf dessen Ungehorsam den Tod setzte, nicht vielmehr sich selbst solche Strafe und solches Leiden

Uns arischen Germanen liegt es nun einmal „im Blut", wider den Stachel der Heteronomie zu löcken, und zwischen uns und den Semiten giebt es keine schroffere Scheidewand, als dass die ihr Gewissen ganz in ein Ausserweltliches projicirt haben. Uns empört es als Sklavengesinnung, wenn einer nicht anders gut thut, als weil ihm vom Sinai die Peitsche herunterdroht, und vollends reagirt eine tief sittliche Indignation wie gegen ein Sacrileg, wenn was selber niederträchtig ist die erhabene Hindu-Natur in den eigenen infamen Schmutz hinabzuziehen sich untersteht. Von chinesischer Legalität abgesehen, hat wol keine nationale Ethik einen

---

gesetzt? . . . Hat er es nicht gewusst, dass er als Schöpfer und Vater der verlornen Menschenkinder täglich und stündlich das furchtbare Seufzer-Concert der vieltausend und abertausend Sterbenden anhören muss, den schrecklichen Hymnus der Anklagen und Flüche derer, die in der Noth des Lebens zusammenbrechen? . . . Wusste nicht Gott, dass der, da er das Wort zu Adam und Eva sprach: Welches Tages ihr davon essen werdet, sollt ihr des Todes sterben —, in diesem Worte sich selbst das Todesurtheil sprach?" — in der That eine Sprache, welche auch die kühnsten Ausdrucksweisen der Realdialektik vor einer Anklage auf Blasphemie zu decken wohl angethan ist, — eine nichts weniger als zufällige Uebereinstimmung, sofern sie nichts ist, als die identische Selbstschilderung gleichartig immanent-monistischer Betrachtungsweise. „Denn das eigentliche Subject jeder Tragöde ist die Menschheit überhaupt und nicht der einzelne tragische Held" (Spalte 382.) Und so klingt denn auch diese ganze christliche Himmelsstürmerei doch aus in eine unaufgelöste Dissonanz — in die Resignation, einen harmonischen Schlussaccord nicht finden zu können, also im Grunde genau so „unversöhnt," wie die Realdialektik, selber und nicht minder schroff als in den oben angeführten Worten Wuttke's lautet hier der Verzicht darauf, zu ergründen „jenes Geheimniss, das so ganz und gar der Art und Gerechtigkeit des natürlichen Menschen widerspricht. Es ist das Geheimniss, dass der Weltrichter leidet für die Angeklagten und Verurtheilten, der Gott und Schöpfer der Welt für seine Geschöpfe. Sind wir aber im Stande, von diesem Geheimniss etwas zu verstehen, so geht ja darin das andere . . . unter, wie ein Bach, der in den Ocean fällt" — wozu wir uns doch in aller Bescheidenheit nicht entbrechen können, die Frage zu thun: eröffnet sich denn irgend eine Aussicht auf Lösung dieses Räthsels anders als in der Einsicht, dass eben jene Gegensätze nicht am Zwei sich vertheilen, sondern in die Einheit einer widerspruchsvollen Selbstentzweiung müssen zusammengefasst werden, in das uralte Grundgeheimniss jenes Seienden, das ebenso sehr ein Nichtseiendes ist?

von Hause aus so scharf ausgeprägten statutarischen, aller Autonomie scheinbar so weit abgewandten Charakter, wie diejenige, welche sich an den Namen der mosaischen Gesetzgebung knüpft. Desshalb kann es nichts befremdliches haben, dass wir bei ihr und den aus ihr entflossenen Moralsystemen ausgesprochen finden, wovon naivere Religionen nichts besagen und was nur auf der Grundlage des starrsten Monotheismuss eine dogmatische Symbolisirung in der Gestalt des auf seine Rechte äusserst eifersüchtigen Jehovah gewinnen konnte: den Gedanken, dass ein Fragen nach der Legitimation der ethischen Postulate selber als eine Verletzung der göttlichen Majestät, als eine Uebertretung göttlichen Gebotes zurückgewiesen, jedes Grübeln, Zweifeln und Forschen über die ethischen Fundamente *eo ipso* als ein Eingriff in das unnahbare Geheimniss des unbetretenen „Allerheiligsten" strenge verpönt wird — und die Verwandtschaft des jüdischen Verbots: „Du sollst Dir kein Bildniss, noch irgend ein Gleichniss machen", mit dem unnahbaren Mysterium der verhüllten Gestalt zu Saïs, eine Verwandtschaft, welche neuere Aegyptologen deutlicher hervorgekehrt haben, ist wohl geeignet, uns an noch zwei Sätze des Dekalogus zu erinnern: an die absolute Souveränetät proclamirende Eingangsformel und an die Schlusswendung der ersten Tafel: „auf dass Du lange lebest und dass es Dir wohl gehe in dem Lande, das Dir der Herr, Dein Gott, geben wird" (womit zu vergleichen die signifinante, von Luther adoptirte Verkürzung Eph. 6, 3); denn sicherlich machen wir uns keiner unstatthaften Erweiterung und nicht einmal einer gewagten logischen Amplification schuldig, wenn wir diess dahin paraphrasiren: halte unbeirrt fest an den Traditionen der Vorzeit, schreite fürbass in den Gleisen der Vor- und Mitwelt und wolle nicht Deine eigenen Wege gehen, auf dass Du nicht der Unseligkeit derer anheimfallest, welche pfadlos nach eigenem Meinen umhertappen in der Finsterniss eines glaubenslosen Herzens.

Demgemäss weiss — wie ich bereits anderswo erwähnt habe —

der echte Israelit und wer ihm gleichkommt an rigoristischer Buchstäblerei, nichts von Collisionen zwischen Pflichten, ihm ist die Strasse der Pflicht überall „ohne Krümmen". Vermöge seines hochentwickelten eudämonologischen Instinktes, welcher bei ihm Hand in Hand geht mit einer unvergleichlich wachsamen Verständigkeit, als der Befähigung, auch die verwickeltsten Causalitätsverhältnisse vor seinem inneren Auge klar zu entwirren, weiss das sinainitisch geschulte Volk ganz genau, wessen es sich vom Weltgang zu versehen hat — nie des eigenen Vortheils verfehlend und mit der Untrüglichkeit gefahrenmeidender, darwinistisch gesteigerter Verschmitztheit, eignet es sich wie kein anderes zum Lootsen zwischen den Klippen allzuplumper Selbstsucht und allzuzarter Scrupulosität, warnt vor dem Rückschlage verletzter Sittencomplexe und hat mit solcher halbsuperstitiösen Klugheit sogar die freiergearteten Geister inficiren und so deren Zuversicht zermürben können — ein künstlicher Herzenszwiespalt, welcher die Qualen des natürlichen nicht blos innerlich verdoppelt, sondern auch äusserlich dessen Folgen zu noch festeren Knoten verschlingt. Da können dann Fälle eintreten, wo aus der Collision zwischen Autonomie und Heteronomie neue, noch intensivere Conflicte sich gebären. Dann reicht der Arm jener Vergeltung, welche den Abfall von „der Väter Weise" rächt, noch weiter, und zur tief „tragischen" wird die dort angedrohte „Gerechtigkeit", wo sie den „Schuldigen" eben in dem Momente erfasst, der ihn zurückleiten soll zu einem Leben nach den Vorschriften bis dahin geringgeachteter „Autoritäten", — wo es sich übel lohnt, dass ein Emancipirter zurücktreten will auf den Boden hübsch bürgerlicher Ehrbarkeit einer philiströsen Moral. Selbst den zuschauenden Katechismusgläubigen wird dann etwas verständlich vom „Cainsstempel des Genius." Denn ob sie es zwar nicht missbilligen können nach ihren „gesunden Grundsätzen", wenn Einer von den Grossen geworden ist „wie ihrer Einer" in ihrer Kleinheit: so behalten sie doch eine Ahnung davon, das

könne für jenen das Rechte nicht sein, also auch nicht das wahrhaft Sittliche, denn es schliesse einen Abfall in sich von der obersten Voraussetzung alles sittlichen Handelns: Bleib' Dir selber getreu und halte Dich fern allen Compromissen mit der Wirklichkeit, die Segen bringen nur können den Söhnen des Alltags, weil die zu ihr einen vollen, ganzen Glauben haben, die aber den Fluch vervielfachen für die, so berufen sind, andere Bahnen zu durchmessen, seitab von der Heerstrasse für den Tross der Gewöhnlichkeit. Von diesen sieht es aus wie ein Eingriff in die den „Gesunden" vorbehaltene Sphäre, wenn sie einlenken auf die allbetretenen Steige — und ihre nüchternen Richter, welche, nach eigenem Maasse messend, es so eigentlich „ganz in der Ordnung finden" müssten, sehen sich hierzu doch nicht im Stande, weil sie das Gefühl nicht loswerden: für uns mag es gelten, für ihn will es nicht passen — denn

Eines schickt sich nicht für Alle,

und selbst die Moral ist eine andere für diese „Eximirten". — Diess spröde Zurückweisen des Heimwärtsgekehrten vollendet dann die tragische Vereinsamung solches Armen, der den Halt des eigenen Innern verloren hat und doch sich nicht stützen soll und kann an die morsche Lehne einer ihm ewig fremden Heteronomie. Dann wird er von gar niemand mehr verstanden; denn auch die sind an ihm irre geworden, welche ehedem staunenden Blicks seinem freieren Fluge folgten und sich bescheideten in dem Vertrauen: er wird schon wissen, was er zu thun hat, wenn wir ihn gleich nicht begreifen. Solch einem ins Vaterland zurückgewanderten *réfugié* der legalen Satzung bleibt dann aber, will er nicht erwachend den Hals brechen, nichts übrig als, einem Schlafwandelnden gleich, geschlossenen Auges vorwärts zu schreiten.*)

*) Wer auf dem schwanken Seil der Abstraction sich nicht sicher fühlt ohne die Balancirstange concreter Exemplification, mag obige Allgemeincharakteristik zusammenhalten mit dem „speciellen Fall" eines Gutzkow'schen Uriel Akosta.



Offenbar ist diess aber bereits eine besondere Form des ethischen Conflicts und zwar jene bestimmte, wo Treue wider Treue steht und Rettung des Gewissens nicht einmal im Quietismus zu finden ist, sofern neueingegangene Verbindlichkeiten unweigerliches Handeln fordern, sodass jede Säumniss als solche selber schon zur Pflichtversäumniss wird, die tragische „Schuld“ mit dem einen Fuss auf ein Nichtlassen- wie mit dem andern auf ein Nichtthundürfen gestellt ist. Da hat selbst die Freiheit der Resignation ihr Ende erreicht, wo jeder Schritt weiter in's Leben hinein uns mit neuen Forderungen und ihren Verwickelungen umstrickt. Wer sich dem entziehen möchte in absolutem Nichtsthun, der würde erfahren, dass das den Frieden der Seele nicht wieder herstellt. Wo Einer zwischen zwei Pflichten steht, von denen nur eine zu erfüllen möglich ist oder die beide zu erfüllen keine Möglichkeit erlaubt: da hat nur der Gewissenlose es leicht, der ohne Scrupel den Zwiespalt gewaltsam durchbricht; denn lösen kann ihn keiner, selbst eine Goethe'sche Iphigenie nicht (da spielt ja hinter den Coulissen der Schmerz des Thoas weiter). Die richtende Welt aber sieht allemal nur diejenige der beiden Pflichten, aus deren Wunde grade der Blutstrom des tragischen Jammers quillt — und sie hebet den Stein auf wider den, welcher den bösen Riss that. Und dafür, dass auch sonst dem innern Schmerze die äussere Sichtbarkeit der Tragödie nicht fehle: dafür sorgt obendrein das „Schicksal“ — denn

alle Schuld rächt sich auf Erden,

und es ergeht uns wie einem Schüler, der sein Exercitium mit zwei einander widersprechenden Grammatiken anzufertigen hat: ganz einerlei, welcher er folgt, als *blunder* wird es ihm immer angerechnet, weil er gegen die eine verstossen, und der „Strafe“ entgeht er nimmer: dess Zeuge sind Weltgeschichte und Dichtung.

Wie immer haben es diejenigen, welche nichts können und wollen als predigen, am leichtesten: sie weichen der Verlegenheit jeder casuistischen Entscheidung aus, indem sie zunächst nur

nachspüren, wem die Verantwortlichkeit zur Last falle dafür, dass eine Collision von Pflichten überhaupt entstanden. Aber damit ist ja nichts gethan, ob ich vielleicht weiss, dass es leichtsinnige Unvorsichtigkeit gewesen, was gleichzeitig zwei miteinander unvereinbare Verbindlichkeiten eingegangen — wenn die Collission da ist, heischt sie Lösung — und dafür ist es kein sicherer Kanon, dass vielleicht die zweite von ihrer Entstehung her kranke an einer unmoralischen Uebereilung; denn die dadurch herbeigeführten Gefährdungen können leicht schwerer wiegen als diejenigen, welchen minder fest geknüpfte Relationen älteren Datums damit ausgesetzt werden. Zunächst ist die Thatsache anzuerkennen, dass in gleich wesenhafter Realität zwei Beziehungen sich mit gegenseitiger Negation durchkreuzen, eine Treue der andern als Todfeind („spinnefeind") gegenüber steht.

Da ruft denn wol das geängstigte Gewissen die Hülfe des rechnenden Verstandes an, damit der bemesse, auf welcher Seite das grössere Uebel für denjenigen drohe, der eventualiter der Verletzte sein würde — aber darf man moralische Interessen überhaupt auf so unsichere Probabilität stellen? Oder garantirt es etwa besseren Frieden, sich zwischen beide Pflichten theilen zu wollen und so jeder nur halb genugzuthun, d. h. also auch beide zur Hälfte zu verletzen? Schlauer wird sich ein Diplomatengewissen dem Dilemma entwinden, nämlich so lange laviren, bis ein Moment erlauert wird, wo sich die ganze Verantwortung einem Andern zuwälzen lasse — und wer etwas vom Criminalisten in sich trägt, der wird nach den Normen des Strafrechts zu ermitteln suchen, welcher von den beiden *laedendis* etwa mit eigener Spontaneität bei der Entstehung der Collision betheiligt, welcher der „ganz unschuldige" Theil — nur schade, dass damit der reinen Gerechtigkeit ebenso wenig Genüge geschähe, wie mit dem Auswege, welchen die blosse „Billigkeit" vorziehen würde, nämlich zu fragen, welche Partei die „würdigere" sei. — Da mag denn wohl Einer, an der Versöhnbarkeit solchen Widerstreits verzweifelnd, ausrufen: *o fra-*

gilitatem hominum! wie gebrechlich sind alle Stützen, wie unzuverlässig alle Maassstäbe unseres ethischen Urtheils, und wie bleibt nichts wahr als die eine grässliche Wahrheit: die Welt und wir mit ihr stellen nichts dar als einen unentwirrbaren Knäuel von Widersprüchen unseligster Negativität!

Jenes Verfahren, welches die Imputabilität zurückschiebt auf den Ursprung der Collision, dergestalt, dass sie sagt: jeder ethische Conflict erwächst nur aus dem Boden einer bereits voraufgegangenen Verschuldung — es würde, so weit es recht hat, seine nächste Parallele besitzen an dem Satze, dass das Dasein selber für eine Schuld, das Geborenwerden für eine Sünde zu erachten sei — zugleich aber an jener Anschauung, welche jede Geisteskrankheit der zurechenbaren Folge eigenen Wollens gleichsetzt. Beides berührt sich mit der dogmatischen Selbstgewissheit, welche über den Willen ihres Gottes nie in Zweifel ist und einfach die unentrinnbare Strafe für den Abfall vom Offenbarungsglauben darin erkennt, dass das Forschen nach der Pflicht selber zu einer Pflicht geworden. Im Garten Eden war das Verbot einfach und unzweideutig genug, erst wer herausgetrieben aus dem Paradies der Unschuld, weil ihn „verlangte zu wissen, was gut und böse sei“, büsst diesen Vorwitz mit den Qualen der Ungewissheit. Und weiter Zeugnisses bedürfte es nicht für das Recht des Pessimismus, als dieser Fluch es giebt, dass wir die Völker suchen sehen nach der unfindbaren Wahrheit, dass diess Bewusstsein des Geheimnissvollen unserer Existenz in uns gelegt ward als der nagende Hungerstachel des ewig nicht gesättigten „metaphysischen Bedürfnisses“, dass wir irre werden und zweifeln können darüber, was denn unsere Pflicht sei, und zuletzt skeptisch fragen, ob wir eine haben und ob wir danach zu fragen haben.

Denn freilich: scheint schon der einfache Determinismus ethischer Skepsis Thor und Thür zu öffnen, so der realdialektische vollends. Aber mit besserem Fug als anderswo heisst es hier: oberflächliche Kenntniss führt vom Ethischen ab, tiefere Einsicht

dringt bis zu dessen unerschütterlichen Grundfesten hinab. Denn die Realdialektik müsste sich ja zuvor selber aufgeben, wenn sie die ethische Bedeutsamkeit der Welt fahren lassen wollte. Grade die „Urthatsachen des Bewusstseins“, auf welche sie selber sich stützt, sind ja dieselben, auf welchen Ethik wie Religion ihre Pfeiler stehen haben.

Grade erst derjenige, dem ethische Collisionen mehr sind als pikant ersonnene Märchen superkluger und superfeiner Casuisten, weiss auch, dass sich der Realdialektik kaum irgendwo eine ergiebigere Fundgrube aufschliessen lässt, als wie der von solchen Minen unterhöhlte Boden der Tragik ungesucht sie offenlegt.

---

3. Zur niederen Psychologie der Tragedy of common life.

Jene Tausende von Fällen, wo alte Rechtsverletzung nicht anders als wie mit neuer kann gesühnt werden, neben jenen andern, wo der wahren Ehrlichkeit am bessten durch eine Scheintäuschung Genüge geschieht (nämlich so, dass wir am offenherzigsten sind in dem Augenblick, wo wir uns in den Verdacht bringen, am ärgsten den Andern hinters Licht zu führen, und umgekehrt am meisten verschweigen, wo wir den Leuten bis zu kindlichster Naivetät aufrichtig zu sein scheinen), zeigen, wie hier die Fäden der charakterischen und ethischen Vorbedingungen für das Tragische unauftrennbar durcheinander gewoben sind. Hundertmal ist es die Liebe selber, welche es von uns als ein Opfer fordert, dass wir auch einmal auf unsere Selbsterhaltung möchten Bedacht nehmen, und ebenso ist es die Treue selber, die wider Treue steht in einunddemselbigen Herzen. Einer Chriemhild zollen wir hohe Bewunderung, weil sie sich selber hingiebt, um der liebenden Rache und der rächenden Liebe Schuld zu zahlen, und wider eine arme Witwe aus dem Volke

sollten wir den Stein aufheben, statt den gleichen Tribut nicht zu versagen, den wir jener Fürstin als Heunenkönigin nicht vorenthielten, wo in scheinbarer Untreue das eigene Selbst darangesetzt, der tiefste Widerwille des innersten Wesens überwunden wird, um in neuer Ehe Brot zu gewinnen für die darbenden Kinder der treulichst bewahrten ersten? Wer will allda sich vermessen, kecken Fingers einen festen Strich zu ziehen als Scheidelinie zwischen Schuld und Unschuld?

Was das Leben in der harten Wirklichkeit seiner Antinomien täglich darbietet, braucht man nicht erst mühsam zu ersinnen: Situationen, in welchen bestimmte Rücksichten schliesslich eben das gebieten, was man aus den nämlichen Rücksichten lieber unterlassen hätte. Wer sich durch ein dichtes Gestrüpp hindurchzuschlagen hat, um im Dickicht unlösbar sich verschlingender Pflichten eine Lichtung zu schaffen, hinter dem wächst der kaum gebahnte Pfad beim langsamen Fortschreiten leicht wieder zu, wie hinter dem Pionierscheit von Strassenbauern im tropischen Urwalde, und je rascher das Unentwirrbare sich wieder verkräuselt, desto finsterer, rettungs- und ausgangsloser wird es um den ermattenden Axtschläger her, grad' wenn er die Mitte der vorgezeichneten Strassenlinie erreicht hat.

Rührt doch von Anderen die Formel her und ist nicht von der Realdialektik erfunden, um an dieser Stelle diesem Zusammenhang eingereiht zu werden, in den sie ganz von selber sich einfügt: dass Einer „durch die Situation“, — d. h. doch durch eine sittliche Conflicte erzeugende Lebenslage, für deren Eintritt schon der Fatalismus der ethischen Teleologie so oft sorgen wird, wie sie zu deren Zwecken nöthig sind, — „über sich selber hinausgerissen wird zur Verleugnung seines innersten Wesens.“ *)

Lähmenderes lässt sich ja nicht vorstellen, als unter dem Banne unerfüllbarer Pflichten zu stehen. Vor einem solchergestalt

*) Rud. Gottschall in Bl. f. lit. Unterh. 1869, Nr. 6, über Maximilian von Mexico nach der Auffassung in der Tragödie Fischer's.

zwiegespaltenen Bewusstsein kann auch das hochherzigste Streben schlaff in sich selbst zusammenbrechen. Wem aus nüchternster Ueberlegung das wahrhaft trostlose Ergebniss entgegenspringt, sich sagen zu müssen: Du magst es anfangen wie du willst, so bist du doch nicht im Stande, der von höheren Mächten dir übertragenen, dir „vermachten“ Lebensaufgabe zu entsprechen, wer so unter dem Drucke der Gewissheit steht, Unmögliches auf sich genommen zu haben: dem verkehrt sich die stählende Wirkung erhabenen Pflichtgefühls in ihr Gegentheil; denn das Postulat des Unerreichbaren ist grade stark genug, dem sonst Ergreifbaren den Zutritt zu wehren und die Wege zu verrammeln, welche denen allezeit offenbleiben, die mit einer einfacheren, gradlinigeren Lebensführung begnadet wurden.

Wo die „Gelegenheiten“ ausbleiben und mit keinerlei Suchen sich wollen auftreiben lassen, da heischt Gerechtigkeit, dass der halbfaulen Entschuldigung: „Gelegenheit macht Diebe“, eine wenigstens auch halbberechtigte Ergänzung gegenübergestellt werde: ohne Gelegenheit giebt es auch keine „grossen Männer“. Denn wo soll einer Muth und Lust hernehmen, noch erst nutzlose Näthe zu ziehen, wenn ihm das vielfarbene Tuch zu seinem Lebenswatt aus der Hand eines pfuscherhaften Zurichters schon so zerhackt und durcheinandergeflickt zugestellt wird, dass in keinerlei Weise mehr was anderes daraus sich machen lässt, als der bunte Narrenrock für den jammernden Possenreisser einer Tragikomödie? Und wozu hätte der grosse Weltenregisseur solche Costüme unter seinem Garderobevorrath, wenn er nicht zuweilen einen armen Schelm allen Ernstes da hineinstecken wollte und deshalb zugleich dafür Sorge trüge, dass die dazugehörenden „Stücke“ auch wirklich hin und wieder zur Aufführung gelangen. Wer aber unter solcher Schellenkappe schwitzend seine lustigen Schmerzenssprünge machen muss, dem soll es keiner verargen? wenn er verstohlen einmal die Fratzenlarve lüftet und ohne Maskendämpfung *ad spectatores* (im Buche steht dann: „für sich“) die Galle entlädt, wie jener

Romiker Casper, der die Pepita küssen durfte und dabei flüsternd aufschrie: „Aber ich bin ja auch blind!“ Steht Ihr auch dann noch zur Hand, Ihr Farbenklexer, die Ihr zum „Signiren“ der Lebenstonnen ewig nur Eure beiden einzigen Tigel habt: Weiss in einem und Schwarz im andern? oder tretet Ihr einmal fein behutsam und mit stillem Grauen beiseite, weil Ihr inne wurdet, dass Ihr damit nicht ausreicht, und man von einem Weber keinen „haltbaren“ Stoff zurückverlangen kann, dem man schon in der Schur verdorbene Wolle oder gar nichts als zermürbten Schoddy auf den Stuhl und das Schiff geliefert hat?

Das besste Wollen bleibt machtlos, wo es, vermöge solcher äusseren Lebenslage, dem qualvollsten aller Gefühle preisgegeben ist, dass Sollen und Können bei ihr nicht in- und miteinander gehen, und es heisst Einem schon nicht wenig wünschen: er möge verschont bleiben mit all derartigen Situationen.

Wie im Wirbelwinde zwei Stürme aus entgegengesetzter Richtung widereinander anbrausen, so treiben widersprechende Pflichten das Herz um, dessen Segel reissen, dessen Maste und Stangen brechen müssen unter dem Andrange sich kreuzender Gewalten. Wohl ist es dann das Einfachste, das Steuer einfach fahren und in der völligen „Gelassenheit“ entsagender Willenlosigkeit Alles über sich ergehen zu lassen — so leicht macht es sich der Quietismus. Aber strengeren Gebots heischt die Pflicht auch dann noch: handle! — und schon in die kürzeste Frist, die Einer noch sich nehmen möchte zum Erwägen und Ueberlegen, kann alsdann die Schuld einer Säumniss fallen — und es ist doch so leicht nicht, da zur Entscheidung zu kommen, und auch nicht jedem mit himmlischer Eingebung vorgeschrieben, wohin alsdann die Richtung zu nehmen sei, sodass auch der Kanon nicht ausreicht, der so hübsch plan und simpel scheint: handle nach bestem Wissen und Gewissen, nach redlicher Ueberzeugung, — denn „Ueberzeugungen“ wollen gewonnen, oft genug errungen sein, und träufeln uns nicht leise und kampflos in die

Brust wie ein linder Maienregen in den Blüthenkelch. — Solchen Aufgaben, die gelöst sein wollen zwischen einander widerstreitenden und „auseinander laufenden“ (divergirenden) Lebensbeziehungen, drängt auch so leicht keiner sich zu — ungefragt wird er dahineinplacirt von „höherer Hand“ — dem blossen Muthwillen wäre es schon zu viel Ehre, solcher praktischen Probleme überhaupt nur gewürdigt zu werden. Wenn also Einer darin des rechten Compassstriches verfehlt, so hat darob zu richten keiner das Recht, als höchstens Einer, der in gleicher Probe schon besser bestanden. Drum gebt, wenn ein Pilot unter Orkangeheul auf dem Wege durch ein Klippengewirr dem Pol der Magnetnadel sich anvertrauen muss, Euch damit zufrieden, falls er nur überhaupt das Fahrzeug hindurchführt, dass es nicht ganz gescheitert, und rechnet mit ihm so scharf nicht um zerfetzte Taue und verlorene Anker — ein paar heftige Anpralle an rings umstarrende Felsen lassen auch für die sicherste Menschenhand und das ruhigste Hirn so wenig sich vermeiden, als wie immer und unter allen Umständen säuberlich umgehen mit Takelage und Bordverkleidung.

Aber selbst wo diese Kämpfe ganz im Innern verbleiben und nirgends in die Erscheinung einer äussern That zu treten vermögen, wirken sie ermüdend, kraftverzehrend wie nichts Anderes, und dieser Art „Aufreibung“ fand ich mich gemahnt, als als ich in Tyndall's Vorträgen über die Wärme*) das Paradoxon las von einer Reibung gegen den leeren Raum, wie wenn die unbewusste Natur auch hierzu dem ethischen Gebiet ein Gegenstück von metaphysischer Gleichartigkeit hätte liefern sollen oder wollen vermöge der Homogeneität aller Willensnatur: denn den gleichen Aufwand psychischer Kräfte gewahren wir ja in dem Consum bei jedem (auch dem, ethisch angesehen, indifferenten) Conflict polarisch einander entgegengesetzter Motive.**)

---

*) Uebers. von Widmann und Helmholtz. S. 43 (1. Aufl.).

**) Jedes Selbstgespräch ruht zuletzt auf einer solchen Selbstverdoppelung, und das ästhetische Recht des dramatischen Monologs bemisst

Giebt nun schon diess alles Anspruch auf grösste Milde bei Beurtheilung der so Geprüften, so noch mehr eine Erinnerung daran, wie eigentlich der Zuschauer immer mit der Einseitigkeit eines blos zur Hälfte in Mitschwingung versetzten Gewissens dabeisteht. Selbst die sonahe liegende Reflexion, dass bei allem Abwägen nicht das den Ausschlag geben kann, ob in der einen Schale an sich gewichtige Gründe liegen, sondern nur, ob nicht „noch mehr ziehe", noch schwerer in's Gewicht falle, was in der andern sich findet: selbst das pflegt von jenen rasch urtheilenden Naturen vergessen zu werden, welche sich gewöhnt haben, nur immer in das hineinzugucken, was auf der Seite ihres Parteistandpunktes hängt, und also von der andern Hälfte der Collision gar nichts gewahr werden.

Noch den dramatisch-poetischen Ausgestaltungen tragischer Collisionen gegenüber wird so leicht niemand sich jeder Einflüsterung eines von Parteifärbung immerhin etwas getrübten Gewissens gänzlich erwehren können — geschweige angesichts historischer Erscheinungen, zu denen irgendwie, ich will nicht einmal sagen ein nachweisbarer Rapport, nein auch nur eine erkennbare Analogie mit unserer eigenen Station in der Postenkette des Lebenskampfes besteht. Jedem concreten und nicht rein fingirten Falle wohnt jenes Interesse ein, von welchem eine Willensaffection unzertrennlich ist — und es hiesse Unmögliches verlangen, wollte man fordern, ein Protestant sollte z. B. über die Vermählung Luther's mit Katharina ganz so ohne alle Voreingenommenheit urtheilen, wie etwa ein Hindu und ein Mohamedaner es könnten, wenn man diese, nöthigenfalls mit Beizie-

sich in letzter Instanz nach dem Grade der hiermit kenntlich gemachten Naturwahrheit. Sowenig jedes hörbare Vorsichhinsprechen oder laute Denken schon ein Selbstgespräch heissen kann, weil doch nicht jedes Denken dialektischer Natur ist, so wenig entgeht ein Monolog dem Vorwurf der Unnatur, der nicht innerer Zwiesprach Ausdruck giebt, sondern nur der Bequemlichkeit des Dichters dient, seinen Zuschauern irgendwie die geheimsten Gedanken einer seiner dramatischen Personen mitzutheilen.

hung eines chinesischen Moralisten als eventuellen Obmanns, zum Schiedsgericht bestellte über die nach den vollständigen Acten zu entscheidenden Frage, ob sothaner Casus, beiderseits redlich angestrebte Objectivität vorausgesetzt, von einem lutherischen oder einem katholischen Historiker richtiger sei gewürdigt und dargestellt worden; jenem heisst der Reformator ja der „Befreier eingezwängter Gewissen“, diesem „ein eidbrüchiger Mönch“. In den Augen nicht blos seiner adorirenden Biographen Napoleon und Mommsen, sondern aller instinktiven oder reflectirenden Verehrer „hoher“ Politik ist Cäsar gerechtfertigt, dass er den hohlen Formen der Republik als Apostat der demokratischen Partei ein Ende machte; und aus den nämlichen Motiven erklärt es sich, dass Thucydides, als pragmatisirender Systematiker perikleischer Colonienvergewaltigung, mehr Leser und Freunde im praktisch nüchternen, macchiavellistisch angehauchten Norden, als in dem mehr einer theoretischen Idealität zugewandten Süden Deutschlands findet, da doch die gleichgesinnten Doctrinäre ihr eigen Fleisch und Blut unter althellenischer Chlamys nicht verkennen mögen.

Wie nun aber vor dem innern Forum solch ein Process der Motivfractionen sich abwickelt, das entzieht sich ja nicht nur jedem fremden Auge, sondern erschliesst sich auch nur einer Selbstbeobachtung, welche mit langer Uebung derartigen, unter dem Meeresspiegel des Seelenlebens vor sich gehenden, Functionen des sittlichen Lebens sich zugewandt hat.

Soweit wir der gewöhnlichen Analyse eines solchen Doppelstrebens folgen dürfen, erkennen wir als das, was dabei mit einander im Hader liegt: Geist und Gemüth, Gedanken und Gefühle. Wo zwischen beiden der Sieg noch schwankt, wird von Unschlüssigkeit gesprochen, und das Auf und Ab der Wogen soll am stärksten wallen, wo — zumal bei irritablem Gemüth und habitueller oder momentaner Gemüthsverstimmung — Vernunft und Leidenschaft widereinander stehen. So auch nach der Darstellung

eines unserer sinnigsten Seelenkenner, P. Jessen's.*) Wenn nun aber der vielerfahrene Mann hinzufügt: je entschiedener einer gut oder böse ist, um so weniger wird er von Unschlüssigkeit wissen: so will die höchste persönliche Verehrung, welche ich für diesen Meister psychiatrischer Kunst empfinde, doch nicht ausreichen, um mich zum Verschweigen der Bedenken zu nöthigen, welche vor solcher Behauptung in mir aufsteigen. Freilich, sollte es nichts sein als eine Tautologie: am wenigsten unentschieden ist der Entschiedenste — so liesse sich ja nichts dawider einwenden; aber ich meine: hier versteckt sich wieder eine Zweideutigkeit hinter einer Homonymie. Im decidirten Bösewicht allerdings tauchen zweifelnde Bedenken gar nicht erst auf; wer so gut wie kein Gewissen hat, kann auch so leicht von keinem Einspruch desselben aufgehalten werden auf der gradlinigen Bahn seiner rücksichtslosen Thaten, deren Richtung er sich einzig und allein vom kühl berechnenden Kopfe vorzeichnen lässt, und für diesen giebt es immer nur ein simples, rasch übersehbares Plus und Minus der Klugheit und Zweckmässigkeit. Aber anders doch grade im Gewissenhaftesten. Je mehr einer bei all seinem Thun um's Besste sich bemüht, desto ängstlicher wird er prüfen zwischen gut und besser. Dabei mag die Energie des einmal determinirten Willens die grösste, die Intensität seiner edlen Bestrebungen die allerwärmste, die Beharrlichkeit in der Ausführung die nachhaltigste, die zum Handeln überhaupt antreibende Selbstbestimmung von allerregester Spannkraft (Spontaneität) und nachdrücklichster Belebbarkeit (Reagibilität) sein: und dennoch kann es einem also organisirten Charakter im gegebenen Falle unaussprechlich schwer fallen, „sich schlüssig zu machen", sowenig sonst auch „Unschlüssigkeit" unter die stehenden Merkmale seines eigenthümlichen Wesens fällt. — Jede Versuchung zu einem unzweifelhaft unrechten Thun weiss er mit promptester

*) Versuch einer wissenschaftlichen Psychologie. S. 338 ff.

Resolutheit zurückzuweisen, den Lockungen zur Lüge oder Bosheit gegenüber kennt er kein Zaudern der Schwäche, und wo es gilt, unzweifelhafte Pflichten in's Werk zu setzen, sah ihn noch niemand zögern, und dennoch glich er vor seinem eigenen einwärts gekehrten Blicke einer rasch sich drehenden Wetterfahne in Momenten, da ihn das Fatum hinstellte an jene Schwelle, „wo sich zwei Lebenspfade scheiden" — hin- und hergeworfen, vielleicht bis aus irgend einer dritten Ecke der Windrose herblasende frische Brise in Gestalt irgendeines gänzlich Unvorhergesehenen ihn der dumpfen Schwüle jener Stille, die das Product des labilen Gleichgewichts zweier noch miteinander ringender Stürme ist, entriss und den schwerumfangenen Sinn erlöste aus den Banden einer Doppelpflicht.

Und wer so was erlebt, der muss es noch über sich ergehen lassen, dass die düsteren Reflexe eines finstern Lebensbildes als gemeine üble Laune ihm ausgelegt werden, weil Stimmung und Benehmen nicht harmonisch sein können, wo an den Resonanzboden discrepante Töne anschlagen; aber wie kann es anders sein, als dass auch durch unser Herz die Widersprüche ziehen, die in den Dingen liegen, in welche wir mitten hineingestellt sind? Und wenn endlich einmal in schrillem Missklang die allzuarg gezerrte Saite zerspringt, so mögen allzuzart organisirte musikalische Seelen sich die Ohren zuhalten, aber an der Güte des Instruments, das allzuwild von Frau Fortuna's rauher Hand gegriffene Dissonanzen nicht ertrug, dürfen sie nicht zweifeln noch mäkeln.

Und ebenso wenig sollen die allezeit Klugen auf jene Philisterweisheit sich berufen, laut welcher Vernunft und Gewissen stets in Einklang stehen müssten. Im Gegentheil: zuweilen steht das Gewissen am Steuerruder verbündet mit dem Instinkt des Lebenswillens, beide halten auf einunddenselben Zielpunkt, während Vernunft und Calcul der Klugheit und Probabilität seitwärts in die Segel blasen. Und jenes Recht des

Unerwarteten, mit Ausschlag gebendem Erfolge zu interveniren, wird am ehesten Anerkennung finden bei Einem, dem es noch niemals leicht gemacht war, einfach zwischen zwei Möglichkeiten zu wählen, und der noch allemal an den Wendepunkten seines Lebensganges so oder so eine schwere Resignation auf sich zu nehmen hatte — endlich einmal muss sich doch abklären, was verworren durcheinander gärt, solange zwei Pflichten in unversöhnter Ausschliesslichkeit einander balanciren; dann ist alles, auch ein Blitzstrahl, willkommen, wenn er nur wirkt wie die galvanische Entladung, die zwei wechselseitig gebundene Elemente von einander befreit, dass jedes in ungehemmter Selbständigkeit neue Verbindungen eingehen kann.

Im Wirrsal collidirender Aufgaben drängt uns alsdann die zuvor unberechenbare Constellation der Verhältnisse leicht auf Pfade, die uns ungangbar schienen, solange ein hoffnungtäuschendes wie -getäuschtes Abwarten uns noch glauben machte, bequemeren Weges die Zwecke verwirklichen zu können, welche die schwersten Stunden der Vergangenheit uns vorgeschrieben. Freudiges Hoffen freilich muss grade solchen, zur Hälfte mindestens uns auf- und abgenöthigten, Schritten erst recht fernbleiben.

Und vollends wer im Begriff steht, desparate Eventualbeschlüsse zu fassen oder auszuführen, hat sich zur Warnung vorzuhalten, wie solche ihr Gefährliches, nämlich sittliche Rücksichten Gefährdendes, daran habe, dass, wer auf sie sich gestellt hat, allzuleicht bei kleinstem Anlass wähnen lernt, den rechten Zeitpunkt für ihre Effectuirung gekommen zu glauben. Man soll aber doch eben nicht „mit dem Feuer spielen“, wozu eine solche allstunds gleich in's Aeusserste geöffnete Perspective gar zu leicht verführen kann, weil man so zu sagen immer schon auf dem Sprunge dazu steht, einen Fuss schon über den Abgrund gehoben.

Wie aber diese Gefahr in solchen Conflicten naturgesetzlich nothwendig eintritt, dafür giebt an dem, für das hier Behandelte ja überhaupt typischen Bilde Hamlet's der Zug den Beleg,

wo dieser durch die Tapete nach der „raschelnden Ratte“ Polonius sticht.

Wer auf den tiefsten Seelengrund dieses grübelsüchtigen Helden (an dessen Ophelienliebe so schwer sich einer erfreut) hinabblickt, der gewahrt da unten nichts als die Sehnsucht nach jener Ruhe, wo alle Wünsche und alle Schmerzen miteinander erloschen sind. Denn wo wir am stolzesten unserer Freiheit uns versichern wollen, da werden wir am gewissesten inne, wie grade in dem Zerreissen entschlusshemmender Ketten ein halb Unfreiwilliges uns widerfahren muss, nach dem Gesetz der Widerspruch aus Widerspruch zeugenden Lebensdialektik.

Die Menschen mit gradlinigem Wollen und gradlinigen Lebenswegen wissen eben auch davon nichts, dass sich an jeden unserer Schritte, statt einer — wie bei ihnen — blos einfachen, eine dreidoppelte Verantwortlichkeit heften und so zeitweilige Unentschlossenheit unausweichbar machen kann. Denen ist dann hernach der nach geschehenen Dingen wieder voll zurückkehrende Muth ebenso sehr ein Räthsel, wie es vorher das Zagen war. Allem fertig Abgeschlossenen steht ein Hamlet, eben weil er nichts weniger als ein feiger Lump ist, gefassten Sinnes gegenüber — von Scrupeln und Deliberationen umgetrieben nur vor dem, was noch erst in der Entwickelung begriffen ist und eine doppelte Lösung noch frei zu stellen *scheint*; und da kann es ihm herzentlastende Hülfe bringen, wenn ein fremdes, bereits zur Klarheit durchgedrungenes Gewissen vor ihn hintritt — zum Halt zugleich und Trost — und so mit scheinbarer Heteronomie zu sich selber zurück führt eine Autonomie, die, um sich selber rotirend, statt des eigenen, natürlichen Schwerpunktes von äusseren Impulsen einen fremden, künstlichen schien geborgt zu haben, wie der tanzende Kreisel den seinigen von der ihn treibenden Peitsche.

Damit ständen wir dann wirklich wieder an dem Urproblem aller Lebensmetaphysik: an der Frage nach den Thaten als den Producten der beiden Factoren Wille und Motiv, die man in

bestimmtem Sinne einander auch gegenüber stellen mag als causalitätbestimmende Freiheit und causalitätbestimmte Nothwendigkeit, aus deren Verflechtungen aufundniederlaufender Fäden die bunte Stickerei aller Lebenszeichnungen sich zusammenwirkt „am sausenden Webstuhl der Zeit“.

Wer das anschaulichste Bild gewinnen will vom Ineinander dessen, was wir selber thun, und dessen, was mit uns gethan wird: der verfolge, dem forschenden Pflanzenbeobachter ähnlich, in seine einzelne Stadien das, was wir als Gesammtvorgang mit inhalt- und beziehungsreicher Metapher das „Reifen“ von Entschlüssen nennen. Wind und Wetter, Sonnenschein und Regen haben ihr Theil an Geschmack und Farbe des gar gewordenen Obstes, aber was reifte ist doch Sache des Baumes allein: nur wie sie zeitigte, ob die Frucht schon bald nach der Blüthe erstarb und abfiel, ob Würmer sie zerfrassen, ob langsam, wie sich's gebührt, Sauer und Süss sich ausschied und die Farben verkochten, ob in versengender Dürre die glanzvoll frische Haut verschrumpfte oder fäulnissbringende Nässe den Moderprocess beschleunigte: das alles hängt ab vom Aeussern, nicht vom innern, eingebornen Wesen.

Jeder, der etwas blos „mit halbem Herzen thut“, räumt schon die andere Hälfte seines Thuns einer Macht ein, die nicht sein Herz, nicht er selber ist, und dass zuweilen auch, wer sonst durch und durch ein ganzer Mensch und ein ganzer Mann ist, nicht umhin kann, getheilten Wollens zu handeln, belegt ja die Doppelnatur des aus Freiheit und Nothwendigkeit zumal stammenden Geschehens als den eigentlichen Urquell aller tragischen Querströmungen. Oder muss man, um das trivial gewordene Wort in seiner ganzen grausenhaften Significanz verständlicher, nämlich fühlbarer zu machen, es erst wie manch anderes auf seinen anschaulichen Ursprung zurückführen und von „halbirtem Herzen“ reden?

Mag eine Wage noch so tief stehen: wenn sie nur Ruhe hat, so wird der Druck nicht halb so schwer empfunden, als

wenn viel leichtere Gewichte sie noch in der Schwebe halten. Das kann einem ein Desperadogefühl geben, wo einem alles einerlei ist, ohn' alle Erhabenheit bisweilen der vulgären Hypochondrie ähnlich, obschon nicht verwandt, — wie diese anscheinend von der Würdelosigkeit des Kleinlichen.

Und wenn dann endlich ausgemacht ist, ob von den Fluthwellen des bedrängten Busens die Ober- oder die Unterschicht der widereinander aufwirbelnden Gewässer die dominirende sein soll: dann glauben gern die, welche vom sichern Port aus sahen, wie in die Tiefe gerissene Trümmerstücke vom Strudel wieder an die Oberfläche geschleudert wurden, es habe sich inzwischen eine Totalumwälzung des ganzen Wollewesens vollendet — und dem also geschah, kann es selber vielleicht ebenso bedünken, wenn er nicht rechtzeitig gelernt, in steter Selbstprüfung seiner sich selbst gleichen Unveränderlichkeit gewiss zu bleiben, was keineswegs immer ein Leichtes ist, denn der irreleitenden Phänomene kann es eine Menge geben.

Eindrücke verwischen sich allgemach; „mit der Zeit“ schwindet das Grausen so gut wie ein zufällig erregter Ekel aus dem Bewusstsein; Mitleid erlahmt angesichts der Thatsache: es ist schon so unermesslich viel Jammer und Elend da, dass es auf 'ne Metze voll mehr oder weniger nicht sonderlich ankommen kann; das Gewissen verstummt unter der vertuschenden Vorstellung: *volenti non fit injuria*; der Trotz gegen die Meinung Anderer, gegen Ehre und Schande, schärft sich an einer Reflexion, wie Buttler sie anstellt: hab' mir umsonst so langen Ruhm erspart, oder an der Hoffnung, „die Welt“ werde das aufgesammelte Capital eines guten Namens als Pfand für die Zukunft annehmen (was sie übrigens n i c h t zu thun pflegt); Aussichten werden vereitelt, selbst der schöne Glaube zerstört, wenigstens Andern zum Segen entsagt zu haben; alle eigene Verzichtleistung erwies sich vergeblich: so wäre es eitel Caprice, daran festhalten zu wollen „lediglich um des Princips willen“;

lang zurückgedrängte Bedürfnisse machen sich endlich in überwältigender Weise fühlbar und demnach und demnächst auch „geltend“, treten unter steter Reizung mittels vereinzelter oder theilweiser Befriedigung mit verstärkten Ansprüchen in's Bewusstsein; und im tiefsten Grunde war der Wille nicht todt, nur eingeschläfert, höchstens depotenzirt — was Wunder also, wenn Alle staunend dreinschauen, als hätte sich einer totaliter umgewandelt, da er ja plötzlich mit eigener Initiative das ergreift, was man ihn noch vor Kurzem ebenso eifrig zu hintertreiben suchen sah? Und in Wahrheit ward doch nur die Stellung der Motive zu ihm, nicht seine zu den Motiven, eine andere. An der Identität des innersten Willenskerns mit sich selber ward nicht gerüttelt, aber „die Verhältnisse“ wurden entweder wirklich objectiv andere oder wir lernten sie mittlerweile wenigstens „mit anderen Augen ansehen“, und vermöge jener, von körperlichen „Einflüssen“ abhängigen Aenderungen in den hydrostatischen Proportionen der Willensaffluxe, verschob sich auch innerlich der Schwebepunkt: es konnte der Hebelarm mithin auch nicht mehr auf dem nämlichen Stützpunkt (Hypomochlion) agiren — und der Entschluss „fiel anders aus“, als wie die mit unzulänglichem Beobachtungsmaterial versehenen Berechner des Aequilibriums „calculirt“ hatten — und wem der Humor dabei freiblieb, dem wird es an ergötzlichem Stoff nicht fehlen im Anblick so vieler „verdutzter“ Gesichter. deren Träger sämmtlich, sofern sie ein Anrecht auf besonderes Vertrauen zu haben vermeint hatten, sich beklagen werden, undankbarlichst dupirt zu sein — wie wenn Einer auch nur im Stande wäre, von sich zum voraus mehr zu verrathen, als was er selber mit leidlicher Sicherheit vorausgesehen.

Grade das grösste Offenheitsbedürfniss vorausgesetzt, wird in solchen Fällen Einer das drückende Gefühl behalten: alle Motive sich und Anderen klar legen zu können, ist kaum einem Sterblichen beschieden — bei jedem theilweisen Aussprechen aber wissen wir, doch nicht zu vollem Verständniss verhelfen zu

können — und nun gar, wo es sich um Erwägungsabschlüsse handelt, mit denen Einer dem eignen Selbst, langvertretenen Grundsätzen und mühselig durchlebter Vergangenheit in's Angesicht zu schlagen scheint: da entwindet das Wort sich schwer der zuckenden Lippe, der stockenden Feder; und doch ist andererseits grade dann, wenn es kaum möglich scheint, einer Missdeutung zu entgehen, unzeitiges Schweigen der gefährlichste Ausweg, weil er die Möglichkeiten falscher Auslegungen in's Unabsehbare vervielfältigt.

In mancherlei Abstufungen, von plumpster Verkennung bis zu zartsinnigstem Verfehlen der allerdings nur auf dem Wege des Errathens zu gewinnenden Einsicht, sehen wir dann die blos Neugierigen wie die in ehrlicher Theilnahme Ueberraschten ihren Irrthümern nachgehen. Der Eine schüttelt ungläubig das treue Freundeshaupt, weil's ihm nicht drein gehen will, dass er — zwar waren es Tage absonderlicher Hitze — so unvermuthet den Stengel einer Frucht brechen sah, die ihm noch ganz kürzlich wie ein ungeniessbarer Herbling am Baum zu hangen schien. Und weil man doch den ganzen unsichtbaren Kreislauf der Säfte nicht gleich daneben abmalen kann, so mag's oft wohlgethan sein, auch den „Casus" selber nicht an die grosse Glocke der Oeffentlichkeit zu hängen — es möchte ihn sonst manch superkluger Pflanzenkundiger, der sich selber ein Specialkenner dünkt von solchem Kraut, als einen *immaturus lapsus neque tamen improvisus* zu benamsen in seiner Wohlweisheit sich gemüssigt finden.

Wenn nach allseitiger Betrachtung der „Umstände" sich allmählich das Wollen abgeklärt hat zu voller Selbstbewusstheit, soweit solche überhaupt das dunkle Grundwesen des Willens zulässt; wenn nach und nach alle nach Menschenmaass denkbaren Eventualitäten vor dem Tribunal des zu Gericht sitzenden Geistes aufmarschirt und vorüberdefilirt sind; wenn Selbstüberrumpelungen, soweit kurzsichtiger Um- und Ausblick sterblicher Myopie solchen vorbeugen kann, vermieden waren; wenn unfertige Zustände bis

an einen Wendepunkt geleitet und abgewartet worden, was an Entscheidung über äussere Verhältnisse noch in der Schwebe geblieben, endlich noch an diesem oder jenem Factum das Selbstaushorchen geheimsten Wollens und Wünschens ergänzt und die Mitbetheiligten in einer Kette von Versuchen erprobt, überhaupt die Reihe der Sicherungsexperimente mit gutem Vorbedacht abgeschlossen, alles sentimentale Widerstreben thatloser Beschaulichkeit abgeschwächt, alle Empfindlichkeit unter Druck und Stoss harter Realitäten abgestumpft — und gar zu zarte Nervenenden der krampfhaft zuckenden Verletzlichkeit unter dem siedenden Sprühregen aus der Brause des Fasses der Verbitterungen abgebrüht: dann mag man sagen: ein Entschluss ist gereift, weil vermittels der Einsicht in die Nothwendigkeit (in der wir mit seltsamer Selbsttäuschung oft genug das eigentliche Wesen unserer wahrhaften Freiheit zu erblicken geneigt sind) die Unvermeidlichkeit des nächsten Schrittes als solche erkannt und anerkannt, die unerlässlich gewordene Selbstbescheidung der Resignation dem idealistisch spröden Herzen abgewonnen, das unabweislich gewordene Vorliebnehmenmüssen acceptirt und neben zagendem Egoismus auch die Stimme muthigen Pflichtgefühls durchgedrungen war. Der Wille hatte aufgehört, sich auf einen einzigen Weg der Selbstverwirklichung seines echten Inhalts zu capriciren — zum Ueberfluss ward illusorischen Hoffnungen in neuen Enttäuschungen ein Ende gemacht: da sprang der Sprudel am neu durchwühlten Quellpunkt mächtig auf, und das lang mit aller Macht vorgedrückte Ventil erschloss sich zur Ent-schliessung eines allen Göttern und Teufeln Trotz bietenden: Es sei drum! — ein Ende muss gemacht sein!

Da kann es denn natürlich auch kommen, dass Einer alte Fesseln sprengt, um sich „freie Hand“ zu verschaffen, und eben damit sich in die Nöthigung versetzt, ohne alle Wahl einfach hinzutreten, wohin die nächsten Rücksichten es gebieten: aus dem Regen unter die Traufe. Dann wurde zwar der Spontaneität

des Willens eine frische Bahn gefegt — aber der praktische Erfolg fiel dahin aus, dass auf diesem geöffneten Zugang die dichten Flocken der Motivwelt die Receptivität überschütteten, wie ein Schneegestöber der Hütte des Aelplers jede Oeffnung verstopft — je nachdem bei der Coincidenz von Wille und Motiv die Energie jenes oder die Wucht dieses als das Ueberwiegende erscheint, nehmen wir hier ja Freiheit an oder Nothwendigkeit, wiewohl wir wissen, dass niemals ausschliesslich das Eine oder das Andere in Activität ist, sondern nur die Proportionalität zwischen beiden verschieden sein kann.

So viel nun aber dürfte sich für unsere Realdialektik als solche wol jedenfalls ergeben haben, dass es sich bei dem innern Zwiespalt des Willens, seiner grundwesentlichen Selbstentzweiung und den aus dieser an die Oberfläche emportauchenden Oscillationsphänomenen um mehr und um tieferes handelt, als um das blosse Getaste einer unsicher hin- und herfahrenden, noch nicht zu bestimmter Klarheit und fester Gewissheit gelangten Erkenntniss. Es werden vom Intellect nicht etwa blos experimentirend verschiedene Motive dem Willen vorgehalten, auf welches er am eifrigsten zu- und anbeisse — sondern in dem ursprünglichen, die Merkmale („Momente“?) seiner nur sich selbst gleichen Individualidee bildenden Willensinhalte ist diese Selbstentzweiung grade so präformirt (vielleicht sogar mit ihr identisch), wie die Selbstspaltung im befruchteten Ei.

Es ist eben wieder einmal jener, an den Weltschmerzdichtern soviel bespöttelte Riss, „der mitten durch die Welt — durch Makrokosmus wie Mikrokosmus — zieht.“ Und dessen ist es ein so vielsagender wie einfacher Ausdruck, wenn treuherzige Naivetät ohne Ahnung eigener Welttiefe ein Wort vor sich hinspricht wie: ich bin darüber mit mir selber noch nicht einig.

Das Tragische in Leben und Kunst nach rein empirischer Auffassung.

Ein vorläufiges Résumé.

Mit Fug hält man den Streit der Schulen fern, wo es eine Sache gilt, die tiefer als irgend etwas anderes das Menschenherz selber berührt. Nicht einmal durch die Autorität der grössten Dichter alter und neuer Zeit durften wir uns beschränken lassen bei der Feststellung eines Begriffs, der mit das Allerwirklichste bezeichnet, was es in dieser Welt des Scheins überhaupt giebt; geschweige, dass es uns irren könnte, wenn eigensinnige Philosophen seiner Grundlage sogar das Existenzrecht haben bestreiten wollen. Uns kümmert es nicht, wenn gewissen absoluten Moralisten die Collision der Pflichten ein ihr System unbequem kreuzender Querstrich dünken wollte — wir halten uns einfach an die Erfahrung und alle die, welche diese unbefangen haben auf sich wirken lassen. Mag der ganz auf biblischen Grund sich stellende Orthodoxe die Möglichkeit eines sittlichen Zwiespalts auf eine die Menschheit durchziehende Ursünde zurückführen; mögen die Rigoristen der Kant'schen Doctrin behaupten: nur die Unklarheit oder Unentschiedenheit des sittlichen Urtheil erzeuge den Glauben an den Conflict zweier Gebote, in Wahrheit sei alles einfach vor dem unbedingten Imperativ; mögen die Vertreter einer im Grunde ethiklosen Naturphilosophie sich und andern einreden: die Tragik sei nur ein Product überfeinerten ethischen Geschmacks, eines „hyperästhetischen“ Gewissens so zu sagen: sie ändern doch ingesammt nichts an der Thatsache, dass kein menschliches Verhältniss naiv oder patriarchalisch genug kann gedacht werden, in welches nicht gelegentlich das Bewusstsein um diess Allerschwerste am Menschenschicksal hereinbräche. Dess Zeugen sind uns die kunstlosesten Volkslieder auf kindlicher Stufe verharrender Stämme, wie die ergreifenden Schilderungen allerschmerzlichster Situationen aus dem Socialleben höchstens halbcivilisirter

Völker.*) Denn kaum dass die Lyrik irgendwo ihren Mund aufthut, so hat sie auch zu klagen von den Qualen des Auseinandergezerrtwerdens — und mit nichten hat der Epiker das Auftreten des Dramatikers abzuwarten, ehe tragische Stoffe zu dichterischer Bearbeitung gelangen. Auch sollte man endlich anfangen, die blossen Trauerspiele scharf zu sondern von echten Tragödien. Dass jene sich schon bei einem Sophokles finden, giebt kein Recht, einen seitdem auf engere und festere Grenzen zurückgeführten Begriff, einer blossen historischen Zufälligkeit — der althellenischen Namengebung zu lieb — immer wieder ungebührlich zu erweitern und so einer vagen Unbestimmtheit zu überantworten. Das blos Traurige mag in weichherzigem Mitleid beweinen, wer solches nicht lassen kann — aber es soll der höheren Gattung nicht den Wirkungsraum versperren oder auch nur verengern; denn das echt Tragische weckt was Besseres als ein leeres Jammern: es enthüllt uns den Einblick in das geheimste Innere des Urewigen selber.

Wer eines wahrhaft tragischen Leidens gewürdigt wird, der ist damit geweiht zum offenbarenden Verkünder des uralten Sphinx-Räthsels und seiner Auflösung, von dem können die Weisesten der Weisen die alleinweise Weisheit lernen, und keiner der Hochgelehrten mag sich zu klug und vornehm dünken, zu den Füssen eines solchen Meisters lauschend sich niederzulassen.

Wohl spüren wir sie alle täglich und stündlich, die hin- und herzwickenden und zwackenden Widersprüchlein des Daseins — aber nur die Erlesenen sind berufen, in greifbarer Objectivität zu veranschaulichen, was die Uebrigen nur in der Form subjectiven Empfindens erleben.

Blos Trauriges kann unter Umständen völlig kalt lassen, man sagt sich: so etwas kann mir nicht passiren, das erlauben

*) Um von den alten Hindu und Aegyptern gar nicht zu reden, verweisen wir beleglustige Leser auf eine Geschichte aus der arabischen Wüste, die an Fülle tragischer Verwickelungen nichts zu wünschen übrig liess, in Westermann's Monatsheften 1872, December, von Heinrich von Maltzan: „Vom unreinen Geschlecht.“

meine Mittel nicht — und geht ungerührt fürbass. Aber angesichts des Tragischen erbebt jeder, der inne wird, dass davor schlechthin keiner sich sicher halten kann, auch der verstocktteste Gewissensmörder nicht, weil jedem Herzen ein Punkt bleibt, darin es sterblich ist und von tragischen Mächten kann gepackt werden. Denn wer nur einen einzigen Wunsch noch hegt, dem kann auch ein zweiter noch nahen, und weiterer Vorbedingung bedarf es nicht zur Verwirklichung des Tragischen. Denn jeder Willensregung wohnt eine uranfängliche Doppelheit inne, und kein Begehren ist so simpel gradlinig, dass es nicht rechts und links Häkchen ausstreckte, daran dem, der es trägt und hegt, Verschlingungen und Verstrickungen sich anheften könnten.

Gar mancher wähnte, wunschlos durch's Leben zu wallen, und ehe er sich dessen versah, war sein Herzensacker übersäet mit den Sporen tragikschwangerer Thatenkeime. Meinten doch schon die alten Griechen wahrgenommen zu haben, dass grade auch in diesem Stücke nichts sicherer in's Verderben locke als die Sicherheit — dass Behutsamkeit nicht schützt, noch Vorsicht uns bewahrt, dass Klugheit nicht freihält, noch Weisheit uns rettet.

Ist doch die tragische Situation nicht sowohl schwaches, hinfälliges Menschenwerk als vielmehr der physiognomische Ausdruck des sichtbar werdenden Weltwesens. Dem steht der Einzelne so ohnmächtig und hülflos gegenüber wie das neugeborne Kind dem armkräftigen Vater — weinend sich zurückekehrend, dem Schoosse zu, dem es entsprang.

Aber grade dieser Ursprung ist es auch, was dem Tragischen seinen Adel verleiht, ihm den Charakter der Erhabenheit giebt und es mit jener Majestät umkleidet, von der das Wort gesprochen ist, dass es

den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.

Davon hatten eine Ahnung die daseinbeklagenden Sänger, deren Lieder rauschten zu den Wogen der heiligen Ganga; das

tönte aus der Harfe David's wie aus den Wechselreden Hiob's; davon wussten die Rhapsoden Homer's wie die Runenleser der Edda — aber was durch die Jahrtausende hindurch langsam heraufgedämmert war: in Tageshelle stand es erst vor den Sehern unseres Jahrhunderts.*) Das Dunkel durchtastend hatten die Geschlechterreihen sie ausgekostet, die Wermutkelche der Trübsal; aber dem Nachtruf bangen Warums hatte kein Echo Antwort gegeben, bis der Schleier sank vor gefeitem Auge, und durch die Lande langsam wachsend die Kunde erscholl vom entdeckten Geheimniss: Du Selber bist's in Deines Wollens wirbelndem Walten, woraus die Tragik entstammt ist; kein ausserirdischer Gott hat also die Knoten geschürzt, kein überweltlicher Dämon die Fallstricke gelegt, Du Selber ganz allein. Aber nicht diess winzige Einzel-Du von Fleisch und Blut, sondern was dahintersteckt als der unzerstörbare Rahmen, als die unverbrennbare Asbestleinwand, auf deren Fläche in ewigem Wandel Tod und Leben ihre wechselnden Bilder zaubern. Darum ist das tragische Verhängniss dem Urenkel schier noch unentrinnbarer als wie es dem ältesten Ahnherrn gewesen; denn immer bunter mischen sich im Gewirr der Generationen die Farben, immer krauser arbeitet der immer kunstreichere Webstuhl die Fäden über- und durcheinander — und während des Lebens Einschlag immer dünner und schwächer wird, gestaltet des unaufhörlich weiterlernenden Meisters Geschick und Kunst von Tage zu Tage sich mannichfaltiger.

---

*) In finsterer Tiefe
Der Erdnatur,
Da waltet der dunkle,
Der blinde, der Trieb.
Dem Trieb ist der Wille
Doch ewig entgegen.
Dem Willen der Nacht steht
Im Haupt und im Herzen
Verschwistert die Lichtspur,
Der Wille des Lichts.

Ewig erliegend
Und ewig siegend
Lass sie ruhen vom Kampfe,
Von den Lasten der Irrsal,
Von der Lockung des Irrscheins,
Bis sie ruhen, wo dem Urlicht
Sich gattet die Urnacht,
In der Stille des Allseins
Auf ewig erlöst.

(Rob. Hamerling, Die sieben Todsünden.)



Um uns aber von dem empirischen Charakter dieses Stücks unserer Betrachtung nicht allzuweit zu entfernen, kehren wir von diesem Ausblick in ein metaphysisches Panorama zurück zu ein paar, grade vermöge ihrer Einfachheit, urbildlichen Formen tragischer Wirklichkeit.

Mit der treuherzigen Zuversicht eines unerschütterlichen Vertrauens zu der unzweideutigen Ehrlichkeit der drüben gestellten Forderungen schlägt ein kindliches Gemüth sein argloses Topp! in die Hand des Lebens; denn es denkt: wer seine Pflicht thut, kann doch nicht sündigen, und wer den Pfad des Rechtes unentwegt wandelt, den kann nimmermehr Strafe treffen. Aber die Kreuzwege sind nicht fern und die Weisungen des Rechts nicht ohne Trug; denn die Welt schlägt alle Wege ein, nur nicht die graden. Leicht lädt die schwerste Schuld auf sich, wer vermeint, der schwersten Pflicht sich unterzogen zu haben, und gar bald findet sich verirrt, wer dem Rufe des Rechtes nachging; denn das Recht ist nicht immer das Rechte, noch das Rechte ein Recht.

Auch der verwirkt Strafe — sei es innere der Reue, sei es äussere der Trübsal — der fehlging, weil er seine Schritte nicht spalten konnte, wie die Strasse, die plötzlich vor ihm in Doppelrichtung sich gabelt.

Die eine Hälfte der Doppelpflicht entbindet nicht von der andern — und wer e i n Gesetz übertrat, darf sich nicht darauf berufen, dass er damit das andere erfüllt habe. Nicht blos streiten Göttergebot und Menschensatzung untereinander — auch Götterwille mit Götterheischung — und dem einen gehorsam, verletzen wir die Majestät der andern. Ja, die nämliche Gottheit verlangt Unvereinbares: ein Rüdiger geht unter, weil er nicht Treue leisten kann, hüben zumal und drüben. Liebe ringt mit Liebe, Pietät mit Pietät — des Vaters Anspruch mit dem Recht der Mutter. So wie so m u s s gesündigt werden — denn das Unterlassen beider Pflichten ist doppelte Verschuldung, und nur ein

kecker Entschluss, nicht Hamlet'sche Thatlosigkeit kann dem Dilemma entführen. Der tragische Held muss handeln — schon Zaudern macht ihn zum Verbrecher, und wenn er dem Vorwurf des Frevels entrinnen will, verfällt er dem Fluch und der Schande der Feigheit.

Zu beiden Seiten grinst ihn die Fratze der tragischen Gerechtigkeit an; denn handle er wie er wolle, im Unrecht ist er immer, und die Gerechtigkeit vollzieht sich unausweichlich, ob sie ihren Gang von dort nehme oder von da.

Selten nur, dass ihm eine Wahl gelassen zwischen leichterem und schwererem Bruch eines geheiligten Bannes: meistens umstarren ihn in grausem Gleichgewicht das Ja hier und das Nein dort, sodass die Qual der Wahl sich zuspitzt zu ihrer denkbar äussersten Schärfe — auf die Schneide des Zufalls gestellt, ob nach dieser Seite die Entscheidung falle oder auf jene — ein Raub der Unfreiheit, ob er so sich entschliesse oder anders — ganz verantwortlich als Thäter seiner That und doch scheinbar so völlig gedeckt durch den Zwang einer unvermeidichen Nothwendigkeit.

Da hilft auch nicht die Abwesenheit aller Selbstsucht; in reiner Selbstverleugnung kann Einer ausschliesslich fremdes Wohl — also was die Ethik nennt: das Gute — anstreben und dennoch von Schuld sich nicht frei halten. Dann aber ist, was ihm angerechnet wird, nicht das gewollte Gute, sondern das nebenher, ohne volle Willensfreiheit, angerichtete Uebel — darin verräth sich jenes Uebergewicht des Bösen in dem Bestande der Welt, worauf der Pessimismus sein — freilich erst empirisches — Recht gründet. Busse, Sühne wird unbedingt und überall verlangt für gethanes Unrecht — nach Vergeltung für erreichtes Gutes fragt die von der Wurzel auf tragisch geartete Weltordnung nicht einmal da, wo dieses abzugslos konnte durchgesetzt werden.

Das ist es, was diese angebliche Gerechtigkeit zum Gespött machen muss, mag man daran verkünstelnd deuteln, soviel man

will. In edler Selbsttäuschung entfesseln die gracchischen Brüder des Pöbels böse Leidenschaft — das ist ihre Schuld wie die aller, die ihnen gleichen — und die daran Gerechtigkeit vermissen, schicken wir zu den mit mathematischer Nüchternheit das Sittliche errechnenden Herbartianern, die schliesslich immer wieder zu dem Geständniss sich gedrängt sehen, dass ihre für den ersten Anblick „so reinlich und so zweifelsohne“ sich anlassenden sittlichen Ideen doch nirgends rein aufgehen, so wenig untereinander wie mit der Wirklichkeit, sondern überall einen incommensurabeln Rest lassen — jene schroff vorspringende Felskante, in deren Horste das Geiergezücht der Tragik schlimmste Brut heckt.

Leichter allerdings machen es sich wie immer auch hierbei jene „Gesunden“, denen überall ein herzhaft Zugreifen erstes Erforderniss eines Helden ist. Die erklären die zweite, nicht eingelöste Verpflichtung für gar nicht vorhanden, denen ist allewege die Moral so gradlinig und knotenlos wie die geometrisch correcte Logik ihres eigenen Denkens — sie kennen höchstens „Controversen“, aber nirgends ein echtes Dilemma — und wo sich ihnen stiernackig ein solches in den Weg stellt, rufen sie sonder Scrupel: packt's frisch an beiden Hörnern! — Wie sie damit zu Stande kommen bleibt freilich ihre Sache; denn sie pflegen andern Sterblichen hinterdrein nichts auszuplaudern von ihrer absonderlichen Pilotenkunst, mit der sie es wollen fertig bringen, zwischen Scylla und Charybdis hindurchzusegeln, ohne das Steuer zu brechen oder auch nur ein Ruder zu knicken. Sie wissen angeblich immer, was sie zu thun haben — denn was die nähere und gewichtigere Obliegenheit sei, darüber könne, recht zugesehen, gar kein Zweifel bestehen, — glückliche Hätschelpüppchen Fortunens, denen es nie beschieden ward, die Fahrt in die Unterwelt mitmachen zu dürfen, wo „die Mütter“ hausen, an deren Brüsten das Weh der Welt sich immer von neuem grosssäugt, ob auch die Nachtwandler des optimistischen Traumlebens auf schmaler First

am jähen Rande des Zwiespalts dahinschreiten, geschlossenen Auges und blinden Blicks ohne Blinzeln und Wanken, weil der Wille es also will, weil sonst die Welt ein Ende hätte, da die Sphinx selber sich müsste in den Abgrund stürzen, sobald sie ein einzigmal in's Schwanken käme und Straucheln. Also weiter! weitergepeischt im ausgangslosen „Kreislauf über glühende Kohlen“ — im Tretrad der Trauer und in der Rennbahn der Tragik. Denn ob diese auch Licht schaffen kann, so doch nimmer Erlösung! Ihre Erkenntniss erhellt uns die Steige, wo Fussangel an Fussangel geschmiedet liegen — aber zeigt keine Stelle, wo auch nur den Zehenspitzen ein Raum gelassen wäre zu schmerzlosem Hintritt — und Stillstand giebt es nicht, bis dass die Sonne erlischt und der letzte Fixstern versunken sein wird in das letzte Eine eines nicht mehr wollendeu Willens — denn der Tragik „Lehre ist ewig wie die Welt.“

---

5. Peripetie und Katastrophe.

Dem Parallelismus zufolge, welchen das Tragische zwischen der subjectiven und der objectiven Seite seiner Verwirklichung durchzumachen hat, ist auch seitens der Theorie von jeher der feste Punkt markirt worden, wo im Contact der Elemente eine Entladung und damit etwas einzutreten hat, was wie eine Umkehr der Pole sich bezeichnen lässt.

Der Bequemlichkeit des Ausdrucks zulieb mag es uns gestattet sein, zwei im bisherigen Sprachgebrauch noch wenig fixirte Synonyma aus der Terminologie des Tragischen so unterscheidend zu verwenden, dass wir unter Peripetie den innern, unter Katastrophe den äussern Umschlag verstehen. Beide stehen da als die „Resultate“ der entsprechenden Krisen, und nachdem wir früher den Verlauf der im Innern vor sich gehenden gezeichnet haben,

dürfen wir uns der Frage nicht entziehen, wie weit damit etwa auch eine objective Wandlung sich verbinde, also eine Thatsache, welche mit der sonst von der realdialektischen Willensmetaphysik festgehaltenen Immodificabilität des Charakterkerns sich auseinanderzusetzen haben würde.

Dass die — in unserm Sinne genommen — rein äusserlich erfolgende Katastrophe am Wesen der Dinge nichts ändere, erkennt und gesteht jeder. Aber der über sich selber erstaunende Held dünkt sich ein anderer geworden, erkennt sich selbst nicht wieder, wird irre, noch mehr an sich als an anderen, und für solche Seelenwahrnehmung legt Geibel seiner rückblickenden, über sich selbst reflectirenden Sinnerin die allgemein verwendbare Klage in den Mund:

Keiner
Gehört in Hass und Liebe nur sich selbst.
Ein Zauber webt im Dunstkreis, den wir athmen,
Und sacht vom ewig gleichen Hauch umwittert,
Verwandelt sich das Herz uns in der Brust.

Dazu aus dem „Wallenstein“ schon die kürzere Parallelstelle:

Vom Höchsten
Wie vom Gemeinsten lernt er sich entwöhnen,
Denn ihn besiegen die gewalt'gen Stunden.

Die Fäden, welche an dieser Stelle unserer Betrachtung sich verschlingen, laufen zusammen aus den beiden Kreisen, die wir in voraufgehenden Kapiteln gesondert betrachtet. Die hier als eine Macht sich erweisende Zeit waltet auf Seiten des objectiv Ethischen als sittliche Verjährung und beherrscht das handelnde Subject als unmerkliche Gewöhnung.

Recht, Ueberzeugung, Gram sind Kinder der Zeit, und rechte Kinder gehorchen der Mutter. Aus ihrem Schooss geboren, entschlummern sie in ihrem Arm, und nur der Trotzkopf entwindet sich weiterschreiend den Besänftigungsversuchen ihrer Wiegenlieder — bis auch er stumm wird — vor Ermüdung. Und man mag's wohl in der Ordnung finden so — denn wie kein Vertrag je seine Bedingungen überdauern kann, so keine Treue das Dasein

ihres Gegenstandes. Der Urmutter Ewigkeit mögen die Ideen eigenen von bedingungsloser Unvergänglichkeit — jedes einzelne Lebendige ist der Zeit verfallen und mit ihm alles, was auf solch Endliches sich bezieht. Und doch gäbe es gar keine Tragik, wenn nicht auch das Sterbliche als ein im Innersten Unzerstörbares sich empfände und die zarteste Blume im Garten der Menschheit erst recht den Eindruck erweckte, dazustehen als die Sichtbarkeit eines Etwas, über welches die phänomenale Vernichtung keine Gewalt hat. Diese allereinfachste Form des metaphysischen Widerspruchs: die zeitliche Scheinendlichkeit inmitten der überzeitlich wahren Unendlichkeit, hat ja ein Theil der Aesthetiker schon selber für die elementarste Form des Tragischen angesehen — wovon die Realdialektik geglaubt hat, abstrahiren zu dürfen, weil hier erst ein Contrast der Erscheinungsformen, noch nicht eine Essential-Antinomie vorliegt.

Wie das „Sündhafte“ des „Geborenseins“ ausserhalb der Begriffsreihe unserer Ethik-Metaphysik belegen bleibt, so drückt uns die Nänie um den einfachen Tod des Schönen noch keine Bestimmung aus dem Weltgesetz des **Tragischen** aus, obgleich die Realdialektik eine anderweitige Subsumtion des Todes unter ihr Urgesetz natürlich nicht schuldig bleiben darf.

Dem Worte „Nur der Lebende **hat** Recht“ gebührt die Ergänzung: er steht unter dem Bann des Rechts und aller Schwankungen seiner Wandelbarkeit. Wer lebt, wer athmet, der saugt auch die Luft **dieser** Minute ein und jeder folgenden — die ist geschwängert mit den zahllosen Atomen und Sporen verwitterter Kleinigkeiten, vermodernder Tageshoffnungen, zerstäubter Wünsche, pulverisirter Ansprüche, verwehter Zerstreuungen, durcheinanderschwirrender Pflichtchen, neugeknüpfter unausweichlicher Beziehungen, lebengeheischter Bedürfnisse, sammlungvernichtender Störungen, nervenverzehrender Unterbrechungen.

Wer auch nur noch eine einzige Pflicht hat, den binden deren tausend — der steht im Knotenpunkt der Maschen eines endlos

verschlungenen Netzes — so ist's unmöglich, sich zu isoliren — die letzte Liebe selber, die zur einzigen scheint geworden zu sein oder dazu selber zu werden begehrt, hindert's, dass das Herz ganz sich abschliesse gegen andere Regungen, mit denen dann implicite doch wieder der ganzen Welt der Zugang aufgethan. Wer noch „nach irgend etwas fragt“ auf der Welt, der fragt noch nach Vielem — wer sich noch um Eines bekümmert, bekümmert sich *eo ipso* zugleich um Unzähliges.

Auch die wackersten Männer, endlich sehen wir sie weichen der Gewalt der „Thatsachen!“ auch die erschüttertsten Herzen, endlich sehen wir sie übermüdet das Haupt neigen auf das Ruhepolster der Gewohnheit und — des Gewöhnlichen! — auch die ausdauerndsten Helden, endlich sehen wir sie ihren Frieden machen mit der neuen „Ordnung“ der Dinge. Auch der tiefst Gekränkte, endlich bekommt er es satt, nicht weiter mitzubauen, blos weil an dem Fundament war gerüttelt worden, das er in Treuen hatte legen helfen — irgendwie schloss jeder ein Compromiss, sich besinnend, dass er ein Mensch sei unter Menschen, die Welt ihren Lauf nehme über ihn hinweg, wenn ohne ihn. Noch hat keine Charakterologie sich zur Lobpreiserin des puren Eigensinns hergegeben, noch kein Ckarakterheld sich brüsten wollen mit den abstracten Consequenzen baaren Starrsinns.

So wird denn jeder an einen „Wendepunkt“ geführt, wo ein scheinbarer „Bruch“ eintritt mit der Vergangenheit — und jede tragische Situation spitzt sich zu in einem *discrimen*, auf dessen Schneide die Entscheidung des So oder So gestellt ist.

Aber freilich: wenn es dort ohne Schmerzen abginge, dann wäre es eben gar keine Tragik. Wo der Treue keine andere Möglichkeit der Selbsterweisung mehr übrig gelassen ist, als die Resignation auf sich selber, da mag der also Gedrängte sich wohl aufbäumen zur Empörung wider solche, der Selbstverachtung zutreibende Zumuthung — aber eben damit steht er ja vor der Wahl: sich vorwärts zu stürzen in den Abgrund und so im

Tode alle Pflichtbande statt zu lösen, nur zu zerreissen — oder sich weiter zu winden durch das Gewirre endloser Verschürzungen, um hautzerfetzt und knochenbrüchig am andern Ausgang anzulangen.

Jeder „Fortschritt“ nimmt ja seinen Weg über Rechtstrümmer — nur wer kein Gefühl hat, ist davor sicher, nicht mit dem eigenen in unversöhnlichen Widerstreit zu gerathen. Nur der wohlhäbige Philister kann kalten Blutes Zuschauer heroischer Tragödien sein — denn der darf sich ja sagen: von solchen Umschlingungen halte ich mich fern, habe also nicht zu fürchten, dass solche Fäden mir dereinst die Kehle zuschnüren, bin somit wohlverwahrt, weil mein bescheidener Sinn auf solche Höhen gar nicht hinaufstrebt.

Und doch! ehe er sich dessen versieht, kann auch er sich versetzt finden in die Klemme einer — ob auch nur „bürgerlich“ schmucklos construirten — tragischen Zwickmühle, wo auch an ihn — ohn' allen Apparat von Haupt- und Staatsactionen — die Frage herantritt: willst Du rechts den Vater verleugnen oder links den Patrioten? dorthin zum bürgerlichen Tode Dich kehren oder dahin zum leiblichen?

Werden gleich Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten nur dem zur Spindel, von welcher sein Lebensfaden sich abschnurrt, der sie selber um solche Spule gewickelt, so lassen doch die Schwestern Klotho und Lachesis keinen aus ihren Fingern, ohne ihn zuvor der Dritten, der Atropos, überantwortet zu haben.

Wo irgend was Tragisches vorgeht, da geht's auch nicht ab ohne die Qualen des Zweifels und die Tortur einer Selbstentzweiung, von der so oder so ein Zwang ausgeht, sich selber und auf sein eigen Selbst zu entsagen, weil die eine Hälfte der andern entgegensteht.

Was in solchen Momenten das Leben an Werth verliert, büsst das Selbstgefühl an Würde ein: *aut sustine, aut abstine!* so lautet in ewigem Einerlei die zwiespältige Forderung, während

der Drang nach innerlich versöhnter Einheitlichkeit ein *obtine!* zurufen möchte.

Was kann aus all dem Zwacken herüber und hinüber schliesslich herauskommen als ein *distentus*, das Gegentheil von dem, was Jeder, innerstem Wollensbedürfnisse nachgehend, sein lebelang umsonst erstrebt: ein *contentus* zu werden!

Auseinandergespannt und innerlich zerrissen, wie die Gesammtheit gleichartiger Wesen, die unter dem Namen Welt ihn umwirbelt, erlebt dann der Tragischbedrängte binnen wenig kurzer Augenblicke den ganzen Inbegriff der realdialektisch unentrinnbarer Lebensqual.

Was aber der Dichter in seinen fruchtbaren Moment condensirt, dehnt die grausamere Wirklichkeit zu endlosen Zeiträumen. Wenn immer wieder neue Zwischenfälle eintreten, welche mit der Klarheit über die wahre — innere wie äussere — Sachlage die Entschiedenheit des Wollens selber trüben und so das Handeln lähmen; wenn grade nur so viel geschieht, als hinreicht, um Einem an allen Seiten das Interimistische der augenblicklichen Verhältnisse zu Gemüthe zu führen; wenn alles an unsere Geduld appellirt, alles uns zuruft: Warte ab! wenn, was sich kaum irgend wo wie ein thatförderndes Symptom geregt hat, alsbald wieder unversehens im Sande verrinnt, grade in dem Augenblick, wo der zum Handeln Berufene sich anschicken möchte, die davon, wie es schien, vorgezeichneten Richtungssteige einzuschlagen; wenn solchergestalt keines der rascher oder langsamer sich ablösenden Ereignisse einer decidirten Alternative sichtlich näherführt: dann mag das aufsteigende Mitleid sich adeln im Besinnen auf die tragische Natur seines Gegenstandes, dem selbst die erlösende Katastrophe vorenthalten bleibt, während, was zur Peripetie werden sollte, sich verfitzt zum Weichselzopf nie mehr abhaspelbarer Pflichtfasern.

Wenn tausend Ob — Oder Einen umschwirren, aber ehe man auch nur auf eines von ihnen eine factische Antwort zu

geben vermag; sie wie Dissolving Views ihre Metamorphosen durcheinanderschoben, als hätten sie blos ihre Lust an den Verlegenheiten, in die sie stürzen; wenn das Leben die Staunenden vor immer neue Räthsel stellt und keines seine rechtzeitige Lösung findet, weil das Morgen nicht klüger als das Gestern; wenn nur Eines sich wieder einmal mit unwiderstehlicher Klarheit aufgedrängt hat, jener Faustseufzer, dass

> unsere Thaten, ach, sogut wie unsere Leiden,
> Nur hemmen unseres Lebens Gang;

wenn das Buch der Menschheit wieder einmal ein neues Blatt vor dem grübelnden Forscher aufgeschlagen, dass ihm seines Wissens Unzulänglichkeit noch tiefer einschneidend in die Herzenstafel gegraben werde: dann halte wenigstens die von der Weihe der Tragik berührte Zunge mit ihrem Urtheil an sich, ehe sie von haltloser Unentschlossenheit oder thörichter Planmacherei rede. Dichterisch brauchbar sind zwar solche Situationen schwerlich, weil sie kaum darstellbar, aber metaphysisch angesehen von nicht minder echt tragischem Charakter — man möchte sie die verhaltene Form der Peripetie und Katastrophe nennen.

Hätten wir es hier überhaupt nur mit den ästhetisch verwendbaren Formen des Tragischen zu thun, so müsste auch viel von dem ausser Betracht bleiben, woran wir sehen, dass nicht aller Tragik eine adelnde Kraft beiwohnt. Im Gegentheil: das Entadelnde selber kann wesentlich tragischen Charakters sein. Es giebt Kämpfe um Recht und Wahrheit, die so tief in den Schmutz des Daseins eintauchen müssen, dass der sie durchficht, selbst in den Augen sonst nicht ganz unbillig Denkender mehr wie ein Verrückter, denn als ein Held aussieht. Wo es gilt, Kleinodien den Krallen von Harpyien entreissen, da geht es ohne Besudelung nicht ab — und es entsteht ein Conflict eigenster Art, wenn nun mit allen Mitteln versucht wird, wenigstens zarte, duftige Gemüther davor zu schützen, dass nicht auch sie von der weit umherspritzenden *proluvies ventris* etwas abbekommen

was auf so heikelem Grunde vollends unaustilgliche Flecken absetzen würde.

Was sonst als edelster Charakterschmuck erscheint: Festhalten an hochgesinnten Ueberzeugungen, wird in solchen Fällen durch die besondere Beschaffenheit der Umstände fast in eine Unzierde verunstaltet, weil den hier waltenden Leidensformen alles abgestreift ist, was nach Idealität aussieht und so auch noch das Kleine verklären kann. Dann reisst der Pöbel, um daran als an etwas ihm Scheinverwandten seine Augenweide zu haben, mit roher Faust an's volle Licht des herzlosen Marktes, was um Aller — auch um der Menschenwürde — willen besser auf immer verschwiegen würde, während die edelsten Motive genöthigt sind, sich wie lichtscheu zu verstecken, solange jene Schonung nicht soll aufgegeben werden. Da gilt es vielleicht, Schmerz und Trauer um den Verlust heiligster Güter zu verleugnen und zu verheimlichen, wie wenn es ein Unrecht wäre — um nur theure Personen nicht der Verkennung blosszustellen. Ein solcher Held nimmt freiwillig fremde Schande auf sich (ein Gedanke, den ja u. A. Freitag in seiner „Valentine“ dramatisch gestaltet hat), weil er meint, sie besser tragen zu können als der Andere — ist damit aber auch, wie kein Anderer, ganz und ausschliesslich auf sein eigenes Gewissen gestellt. Nicht einmal den nächsten Freunden darf er sich ganz und voll anvertrauen, und bald genug gipfelt hier die tragische Qual in einem an Wahnsinn streifenden Irrewerden an der eigenen Ehre. Denn was ist das für eine Ehre, an die zuletzt niemand mehr glaubt als der eigene Inhaber? — eine realisirte *contradictio in adjecto!* — die Zwillingsschwester einer Wahrheit, die niemand glaubt, weil alle Welt das Gegentheil zu bezeugen, ja zu beschwören bereit ist.

In solcher absoluten Isolirung des eigenen Urtheils gehört übermenschliche Stärke dazu, weiter zu glauben an sich selbst und die Substantialität von sittlichen Mächten, von denen nichts zu sehen ist als ihre vernichtende Niederlage. — Das ist eine

eigenste Species tragischer Höllenentfesselung, in hochgemutheter Wahrheitsvertretung aushalten zu sollen, die in die Augen des niemals zu den höchsten Menschenhöhen aufklimmenden *pronum pecus* ewig nur Eigensinn heisst — den ein bischen mitleidiger Gestimmten höchstens Schwärmerei.

Da beut kein Dichter mehr dem Dulder die Palme — wie der Kampf, so verharrt auch der Sieg ganz im Innern, wohinein nichts dringt, als der unbestechliche Blick des congenialen Wahrheitsforschers, der es weiss, dass es mit der Wirklichkeit des Lebens nicht auf effectvolle Posen und theatralisch wirksame Gruppirungen abgesehen ist, sondern auf die naturnothwendige Verwirklichung eines Weltverhängnisses, wie sie nur solchen erlassen bleibt, die wie Ackergaul, Zugochse und Karrenhund unter der Peitsche fremden Wollens, blinden Glaubens, stumpfen Handwerks, unwürdigen Zwanges, ethikbaarer Freiheitslosigkeit ihren Tretmühlenpfad abtrotten ohne Schuld, aber auch ohne Grösse, ohne Irrung, aber auch ohne Wissen, ohne Angst, aber auch ohne Ahnung um's Weltgeheimniss.

Denn hier spitzt sich ja die Lebensironie zu ihrer schneidigsten Pointe zu: solche allerunwürdigste und miserabelste Katastrophe widerfährt ja nur den Naturen von energischem Idealismus — und nur solche sehen sich damit auch an den Abgrund einer Peripetie gestellt, in welcher die Gespenster allerschnödester Umkehr aller sittlichen Verhältnisse mit Zweifeln an deren eigenster Wesenheit das wirre Hirn durchflattern.

Was da am Leben und bei Verstande erhält, ist ja einzig nur der Trotz — auch der des Hasses wider die Zerstörer unwiederbringlicher Güter, während im selbigen Augenblicke die Liebe sich als Mörderin der geliebtesten Seele vorkommen muss.

---

6. Die tragische „Verwickelung“ von „Schuld“ und „Schicksal“.

Facto pius, seleratus eodem.
Ovid.

Ethik und Moirologie theilen sich in die Lehre vom Tragischen. Jener gehört an, was aus dem Innern stammt, dieser, was die äusseren Verhältnisse hinzuthun — aus beider Verschlingung schürzt sich der tragische Knoten. Es giebt ebenso gut tragisch angelegte Charaktere, wie tragische Situationen — an beidem bietet die Wirklichkeit des Lebens dem Dichter — wie überhaupt — den Rohstoff. Dessen Sache ist es, diesen zu läutern, zu concentriren und condensiren — aber schaffen kann er auch hierin nichts, was nicht irgendwo einmal wirklich gewesen oder werden kann. Darum darf auch keine Theorie der Kunst Schranken ziehen wollen hinsichtlich der Form, in welcher sie das Tragische darzustellen habe. Am allerwenigsten darf man sich einbilden, nur das Drama liefere dafür den adäquaten Rahmen. Im Gegentheil: die Intensität der Tragik steht oft in umgekehrter Proportion zu ihrer Sichtbarkeit — die allerschmerzensreichsten Tragödien können so ganz nur im Innern sich abspielend verlaufen, dass nicht einmal ein Roman, sondern nur das enge Gefäss einer Novelle von ihrem comprimirten Inhalt angefüllt wird. Ja zuweilen spitzt sich die ganze Energie eines tragischen Vorgangs zur epigrammatischen Kürze eines lyrischen Gedichtes zu, einer Ballade oder gar nur eines Liedes von ein paar Strophen. Denn nicht Ausgang in Mord und Todtschlag bilden das entscheidende Kriterium für die tragische Natur eines dichterischen Vorwurfs, sondern die absolute Unverträglichkeit des Gewollten mit sich selber. Insofern kann auch höchstens für die Specialform des Dramatischen die Forderung gelten, der „Held“ einer Tragödie (diess Wort zugleich im ausserdramatischen Sinne genommen) müsse mehr ein handelnder als ein duldender sein. Das *suae faber quisque fortunae* ist eine Doctrin, deren

unstatthafte Erweiterung in der Geschichte der Dichtkunst viel unnöthigen Staub aufgewühlt — man meinte, durch eine Uebertreibung dieser ästhetischen Maxime die Würde der Autonomie wahren zu müssen, und vergass darüber das Recht der dichterischen Souveränetät, die sich nicht vorschreiben lässt, welchem dieser beiden Ingredienzien sie in ihrer *Sectio divina* das längere Ende zutheilen solle.

Die Schicksalstragödie hat eine Existenzberechtigung, weil die Lebensmächte selber mit dem armen Menschen solch grausam Spiel treiben. Im Grunde aber wird durch die besondere Art, wie diess geschieht, gar nichts geändert an der spontanen Reaction seitens dessen, den die geheimnissvolle Hand aus der Höhe in eine derartige Lage hineingestellt hat. Der tragische Conflict bleibt derselbe, mag die Decoration — diess Wort im weitesten Verstande genommen — aussehen wie sie will. Ein Einsiedler kann selbstverständlich in keine tragische Collision gerathen — aber an sich und für die tragische (wenn auch vielleicht nicht allemal für die ästhetische) Dignität ist es einerlei, welchem besondern Bereich diejenigen Factoren angehören, welche das potenziell in der dazu prädisponirten Natur schlummernde tragische Vermögen in die Actualität versetzt haben. Es ist — und zwar nicht etwa blos vom Standpunkt des ethischen, auf effectives Mitleid abzielenden Betrachtens, sondern auch von dem der tragischen Theorie aus — eine sehr übel angebrachte Exclusivität, einen Unterschied machen zu wollen, ob „wen's grade trifft“ die Qualen eines tragischen Zwiespalts durchempfinden muss, weil er unter den Zwang einer an sich lächerlichen, aber factisch undurchbrechbaren Convenienz gestellt ist, oder ob es sich um Sein oder Nichtsein mit ganzen Staaten indirect die Menschheit selber umgestaltender Ereignisse handelt.

Denn da wie dort geschieht — nach tragischem, nicht nach factisch-pragmatischem Maassstab bemessen — im Wesentlichen, soweit es die handelnd-leidende, nichtwollend-wollende „Person“

angeht, genau dasselbe — allerdings nur auf Grundlage der vom realdialektischen Individualismus postulirten absoluten Selbstgeltung des Einzelichs. Aber ohne deren Anerkennung giebt es auch für die allerhöchsten Augpunkte welthistorischer Vogelperspective keinerlei tragischen Gehalt. Die abstracten Träger der Allgemeinpotenzen Staat, Kirche, sind als solche keines tragischen Erlebens fähig — dazu gehört ein greifbares Nerven- und Aderngeflecht, wie es höchstens noch in Nationen concrescirt. Darum darf es uns nicht wundern, dass Praktiker wie Theoretiker, deren Strebungen und Gedanken überwiegend mit jenen Abstractionen sich beschäftigen, ein überaus schwaches, — oder gar kein — Organ zum Verständniss des Tragischen zu besitzen pflegen, was sich schon darin verräth, dass sie die Redensart: „etwas tragisch nehmen“ mit Vorliebe, wenn nicht ausschliesslich, ironisch anzuwenden pflegen.

Der Einzelne macht eben nur deshalb und insoweit Tragisches durch, als er nicht im Allgemeinen steht, wo nicht gar nur, weil er einem solchen gegenübersteht. Wem der simple Kanon genügt: das Allgemeine, Generelle hat allemal dem Speciellen und Individuellen voranzugehen und um so gewisser und weiter, je umfassender der concurrirende Kreis ist: der erfährt freilich so leicht nichts von tragischen Widersprüchen. Aber wenn selbst die viel gepriesene Harmonik eines Sophokles solche Dissonanzen nicht überall vermittelnd auszugleichen wusste, so mögen wir in viel complicirtere Lebenslagen hineingebornen Kinder späterer und um ebenso viel beziehungsreicherer Jahrhunderte der Einsicht uns getrösten, dass es doch wol an der Selbstverwirklichung der immanenten Weltsubstanzen selber und nicht blos an den zufälligen Beschränktheiten einzelner Köpfe, noch an der Unzulänglichkeit des augenblicklichen Entwickelungsstandes casuistischer Systematik liegen muss, wenn das Quantum actualisirter Tragik so lange in stetiger Zunahme begriffen ist, als nicht das sittliche Bewusstsein selber sich verdunkelt und

damit die Empfindungsfähigkeit für das Gleichgewicht widersprechender Gewissensforderungen abgestumpft wird.

Einer seiner innersten Natur vollauf entsprechenden Würdigung kann also das Tragische nirgends anders gewärtig sein, als nur auf der dreifachen Grundlage einer individualistischen Charakterologie, einer streng ethischen Weltbeurtheilung und eines in realdialektischer Unbefangenheit zu objectiver Universalität vorgedrungenen Pessimismus. Wo eine dieser Voraussetzungen fehlt, da wird man so oder so einer Verstümmelung des Begriffs begegnen: entweder dem hohlen Allegorienspiel leerer Moralitäten oder den laxen Abschwächungen einer marklosen Allerweltsindulgenz oder endlich der Tendenz einer überfliegend idealistischen Verkleisterung durch angebliche Schlussversöhnung.

Alle jene Molluskennaturen, denen das Knochengerüst unverbrüchlicher Standhaftigkeit eines wirklichen Charakters fehlt, sind des Vorzugs tragischen Erlebens schlechthin ungewürdigt — sie weichen dem Gedränge tragischer Doppelheit einfach aus, wie eine Gallertmasse unsern Händen entschlüpft. Ebenso selbstevident ist es, dass auf dem Fundament der baaren Gewissenlosigkeit kein tragischer Bau sich erheben kann — denn wer überhaupt kein unbedingtes Pflichtgebot über sich anerkennt, kann noch weniger zwischen zwei sich gegenseitig aufhebende sich eingeklemmt finden. Vielmehr muss die Empfänglichkeit für tragische Schmerzen um so grösser sein, je feiner ausciselirt sozusagen die ethischen „Charaktere“ der gegebenen Persönlichkeit sind — wie der Galvanismus um so kräftiger durchschlägt, je sauberer man zuvor die Plattenpaare polirt hat. Endlich aber bringt nur derjenige ein ganz freies Auge für die innerste „Bedeutung“ eines tragisch pointirten Dilemmas mit, der durch keinerlei optimistische Blendbrille das Grelle der in die tiefsten Kluftrisse der Welt hinableuchtenden Schlagblitze sich abdämpft.

Weil aber alles Optimistische zunächst am einfachen Lebens-

instinkt einen nie ausbleibenden Verbündeten hat, so hat die tragisch tingirte Individualität im wirklichen Leben auf viel weniger Sympathie zu rechnen, als wie ihr gewöhnlich bei dichterischer Darstellung entgegengetragen wird, allwo man sich dann „weit vom Schuss fühlt“.

Ihr haftet nämlich neben ihrer specifischen ethischen Anlage von vorn herein etwas Fatalistisches an, wodurch sie den Gesunden, den „Kindern der Welt“, unheimlich wird. Vermöge einer besonderen Attractionkraft — der Specialität des sogenannten thierischen Magnetismus vergleichbar — zieht sie immer neuen tragischen Stoff in ihren Gravitationsbereich und verstrickt so ihre „Nächsten“ in dasselbe Mittelding von Schuld und Unglück, welches ihrem eigenen Dasein das auszeichnende Gepräge giebt. Mit einer ethischen Sensitivität für latente Seelenzustände ausgestattet, die wie ein moralisches Fluidum von ihr ausströmt, gewinnt sie bald eine ebenso unwillkürliche wie unfreiwillige Macht dämonischer Art über Naturen von correlativer Anlage — wie die Ruthe des Quellensuchers senkt sich das Scepter ihrer Lebensführung, sooft ein Wesen verwandter Tendenz in ihre Sphäre tritt.

An solchem Fortunatusgrusse erkennen sich im Gewoge des Lebensmarktes die nach tragischer Bezogenheit aufeinander angewiesenen Seelen. Wen solche Sprache zu mystisch und spiritistisch dünkt, halte Rundschau nach jenen Fällen, an denen auch das gewöhnlichste Getreibe des entlegensten Spinnenwinkels noch reich genug zu sein pflegt, wo in scheinbar völlig unbegreiflicher Weise von blossen Ahnungen solche zusammengeführt werden, die bis dahin nichts voneinander wussten und nicht vermuthen konnten, dass sie bestimmt seien, wechselseitig einander elend zu machen. Was an solchen Dingen bellettristische Literatur — schlechte wie gute — als pikantestes Lesefutter servirt, ist ja nicht etwa lediglich krankhaften Phantasien entstammt, sondern der bittern Wirklichkeit einfach entlehnt —

nur dass die Phantasielosen eher daran glauben, wenn es nur im Schatten eines Buchs an ihnen vorüberhuscht, als wenn es leibhaftig mitten unter ihnen wandelt, wo es denn freilich leicht genug gemacht ist, die hier zusammengestellten Wahrheiten aus der Sprache der Prophetenweihe in die Prosa des Kaffeeklatsches zu übersetzen.

Das nächste Kennzeichen der echten Tragik eines solchen „Zusammentreffens“ aber ist die Unentrinnbarkeit, mit der sich — in unaufhaltsamer Folgenkette — eine Consequenz aus der andern entspinnt. Natürlich nicht ohne eigenes Zuthun der Betheiligten — sonst würde ja das ethische Moment dabei fehlen, welches kurzweg als „Schuld“ pflegt bezeichnet zu werden — aber doch nicht mit mehr „Freiheit“, als eben dem in sich determinirten Willen überhaupt eignet.

Ob dabei Liebe oder Hass den ersten Anknüpfungspunkt bilde, ändert nichts an der Nothwendigkeit, mit welcher das tragische Gewebe aus Aufzug und Einschlag entsteht — und ob es formaliter, nach den Normen der Poetik, ein Fehler sein mochte, solche Theorie in einem tragischen Drama selber zum wörtlichen Vortrag zu bringen, statt zu typischer Veranschaulichung: materialiter ist unanfechtbar, was Geibel's Brunhild im Wechselgespräch der Weiber (II, 1) darüber enthält. Auch ist es ja kaum etwas anderes als was wir schon im homerischen Götterrathe vernehmen aus dem Munde des Schicksalsverwesers Zeus über die götteranklagenden Menschenkinder (Od. α, 33 sq.):

οἱ δὲ καὶ αὐτοὶ
σφῇσιν ἀτασθαλίῃσιν ὑπέρμορον ἄλγε' ἔχουσιν.

Also zum „zugewogenen Theil“ eines Jeden bringen die „Sterblichen“ aus eigenem Vermögen noch ein Plus hinzu, welches von Schicksalsseite her an jenem Mehr der Ate seine Ergänzung findet, das Vellejus Paterculus (II, 118, 4) dem *deus* beilegt, *qui efficit, quod miserrimum est, ut quod acciderit, etiam merito accidisse videatur et casus in culpam transeat.* An den Altären solcher

5*

Gottheiten ist es, wo die „Tyche“ dem „Daimon“ sich vermählt mit der Trauformel der „Orphischen Urworte“. Hinterdrein aber schreitet mit ihrer Mohnkopfsichel die Nemesis, um mähend hinzustreichen über alles, was nach Hybris auch nur aussieht, sofern es um Haaresbreite abweicht aus den Gleisen der verkrüppelten Existenz einer verkümmerten *plebs proletaria,* die all ihr bischen Kraft verpufft in Zeugen und Gebären.

Das ist die Sippschaft der „tragischen Gewalten“, und ihre Orakel verzeichnet in Hieroglyphenschrift das „Buch des Schicksals“, woraus die Räthsel der Sphinx entnommen, welche in ihrer Doppelgestalt doch selber nichts ist als das Symbol des selbstentzweiten Willens, der auch so Unvereinbares in sich vereint wie Weibessanftmuth, Löwentrotz und Schlangentücke — drei Hauptlıebel am Mechanismus der Tragik.

Gleichwohl erscheint die Tragik minder charakteristisch in einem Zusammen des Unverträglichen, als in einem Auseinander des Zusammengehörigen — und insofern lässt sich dem Goethe'schen Wort von der Tragik jedes Abschieds ein tieferer Sinn unterlegen. Was äusserlich sich als Trennung, als *in diversam partem ire* darstellt, vollzieht sich innerlich als jene Spaltung, in welcher der Schicksalsmensch sich der Nöthigung ausgesetzt findet, links oder rechts sich von einem oder von etwas loszureissen, das ihm ebenso ein Theueres ist, als wie das, um dessen willen er es aufgeben muss. So steht Rüdiger in den Nibelungen und die Prinzessin im Tasso, Max im Wallenstein und Hamlet gleich dem uraltesten Orestes; in diesem Schmerz begegnen sich Iphigenie und Gretchen, wie Antigone und Thekla.

Wo volles Gleichgewicht der widersprechenden, nach entgegengesetzten Richtungen zerrenden Mächte besteht, da muss der Untergang erfolgen, um so gewisser, je kräftiger in sich selber die so gestellte Natur geartet ist — um so schmerzensreicher, je edler ihr Gehalt, dessen Polarität nach beiden Seiten hin gleich erhabenen Zwecken zustrebt. Denn nur hoch und reich begabte Charaktere,

nur solche, die mit dem Vorzug begnadet sind, auf die Motive des Bessten und Idealsten zu reagiren, sind der Qual zugänglich, so das Gleichgewicht um den eigenen inneren Schwerpunkt und zur Welt ausser ihnen verlieren zu können; — dem Glücke zu entsagen, fällt ihnen nicht schwer, aber sie müssten sich selber aufgeben, sich selber untreu werden, wenn sie darauf verzichten wollten, aus jener Störung die innere Gleichschwebung zurückzugewinnen; gleichen sie doch rotirenden Kreiseln, die in's Schwanken kommen und zu Boden fallen müssen, sobald von den antagonistischen Kräften die eine das Uebergewicht gewinnt. Deshalb können sie sich ihrem eigensten Wesen nach dem tragischen Kampf so wenig entziehen, wie sie es dürfen — erst wenn der ausgefochten, mag sich entscheiden, ob sie weiter athmen können oder nicht — und die sind wahrlich die Elendesten nicht, denen es beschieden ist, auf diesem Schlachtfelde bleiben zu dürfen — mit „halber Seele" weiter ringen oder in's nächste, besste Lazareth auf Lebenszeit sich schleppen lassen zu müssen, ist minder beneidenswerth. —

Und dennoch wohnt dem tragischen Erleben selber zugleich eine unvergleichliche wie unaussprechliche Wonne bei, deren matter Abglanz es ja ist, was der Zuschauer im Reiz der Tragik nachempfinden will. Denn so viel vom Weltgesetz der Realdialektik verwirklicht sich auch im ereignisslosen Leben der Durchschnittsmenschen, dass ihnen eine Ahnung aufgeht von ihres — wie aller Andern — Kernes innerster Zerrissenheit — was eben beim Anschauen tragischen „Geschickes" (so möchte ich die Einheit von Schuld und Schicksal bezeichnen) aus latentem Schlummer hervorbricht.

Niedriggesinnte Seelen erfahren von dem allen nur das ekle Zerrbild an sich. Ganz erspart kann natürlich auch ihnen nicht bleiben, was vom Willenswesen, daraus doch auch sie geboren sind, als solchem unzertrennlich ist — aber sie büssen ihre Kleinlichkeit mit jener Lächerlichkeit des Possenhaften, welches seinen

Stoff ja zu einem gar grossen Theile dem in's Werthlose übertragenen Tragischen entnimmt. Dass Einer von irgendeiner Caprice nicht lassen will und darüber mit anderen, von ihm nicht minder hartnäckig festgehaltenen, Wollungen in Widerspruch geräth, liefert ja mit die dankbarsten Sujets für's sogenannte niedre Lustspiel, von wo aus, in wie ausserhalb der dramatischen Poesie, in unmerklichen Uebergängen jene Stufenfolge sich erhebt, auf deren oberster Staffel die eigentliche Tragikomödie schon inmitten des echtesten und reinsten Humors steht und damit in jenen Aether zurückkehrt, dessen erfrischender Hauch auch aus dem Tragischen, zu neuen Kämpfen stärkend, uns entgegenströmt. Denn aus diesen Höhen weht, wie sonst nur aus der Religion, der Geist des Metaphysischen selber uns entgegen, sodass es uns nicht verwundern kann, wenn durch alle Weltalter hindurch, bei Chinesen wie Jnkas, Dichter und Priester zum Begriff des *Vates* verschmolzen sind — ja die Hellenen ihren eigentlichen Gottesdienst — vom blossen Ceremoniewerk abgesehen — ziemlich ausschliesslich auf der Bühne begingen.

Den Schuster Crispin mag man eine tragikomische Figur nennen. Tragisch ist er, sofern auf ihn die allgemeine Formel passt, dass er fremdes Wohl zu fördern beabsichtigt, aber diess nicht auszuführen weiss, ohne zugleich fremdes Recht zu schädigen; komisch aber ist die Verkehrtheit seines Bewusstseins, Kantisch ausgedrückt: die Unfähigkeit seiner Maxime, zu einer allgemeinen erhoben zu werden. Denn allerdings unterstellt sich die reine Tragik auch dem reinen ethischen Kanon. Wer in tragische Schuld verfällt, darf nicht den Rahmen der allgemeindurchführbaren Coexistenz verlassen — vielmehr muss die Complication (die „Verwickelung“) des Berechtigten und Unberechtigten auf der Eigenthümlichkeit des Falls beruhen. Das Recht dieser Individualität wird dabei verletzt durch das bestimmte Recht dieser andern Individualität; es muss also in vollem Sinne *bona fide* gehandelt werden und nach Ueberzeugungen, die

nicht vorneweg sich jedem als irrthümliche präsentiren, sondern die an sich in unzweifelhafter sittlicher Reinheit dastehen. Aber schon damit ergiebt sich, dass grade die reichsterfüllte, die schärfstausgeprägte Individualität — eben vermöge ihrer zahlreicheren Ecken und Kanten — am ehesten dazu kommt, an andere aufzuprallen, um so gewisser, je vielseitigere Beziehungen sich nach aussen kehren. Glatte Durchschnittsmenschen gerathen in keine tragischen Collisionen, sondern schieben ohne erheblichere Reibungen ihre ohnehin engeren Sphären aneinander vorüber. Sie stossen weder an mit dem guten Willen ihrer Liebe, noch verletzen sie mit der Entschiedenheit ihres Rechtsgefühls. Unbeirrt von Idealen und nie hinausgelockt über das Mittelmaass der Ansprüche, verderben sie es mit keinem und wissen nichts von der Wahrheit der Variante: Viel Leid, viel Ehre!

Nur ein Mann von starkem Rechtssinn wird nöthigenfalls die Freundschaft dem Rechte hintansetzen, diess dann aber mit dem vollen Bewusstsein thun, auch die Folgen seiner Handlungsweise auf sich nehmen zu müssen, nämlich eine Isolirung, die erfolgreiches Wirken noch mehr erschwert, als schon der ungestörte Lauf der Welt. In diesem natürlichen Pragmatismus also vollzieht sich das, was für die Strafe der tragischen Schuld gilt, und wenn die neuere Aesthetik mit steigendem Nachdruck die letzten Spuren des *Deus ex machina* zu tilgen suchte und auf „Immanenz" des dramatischen Verlaufs drang, so musste sie eben damit schon ein gut Theil jener idealeren Gerechtigkeit preisgeben, welche noch der Pantheismus als unerlässliches Requisit aus dem dramaturgischen Mechanismus polytheistischer und theistischer Zeitalter herübergenommen hatte. So verzichtete man denn auch allmählich darauf, den in ihrer Naivetät grossen Dichtern, wie Shakespeare, Intentionen unterzuschieben, welche sie schon deswegen nicht hatten haben können, weil sie die Wirklichkeit, das was sie selber „Natur" nannten, zum Vorbilde genommen. Sie verschmähten es, dem Weltgange eine Gerech-

tigkeit anzudichten, welche diesem nicht innewohnt, und selbst der hochideale Schiller meinte nicht nur gelegentlich, in seinem „Wallenstein“ thue das Schicksal noch zu wenig, der Held zu viel, sondern verhöhnte auch so energisch wie möglich jene Polizeitragödie, wo „sich die Tugend zu Tisch setzt, wenn sich das Laster erbricht“. Jener Gerechtigkeitsdoctrinarismus hat sich mit unausbleiblicher Nothwendigkeit selber der grössten Ungerechtigkeit schuldig gemacht, indem er Zusammenhänge aufsucht, wo keine vorhanden, und für handgreifliche Zufälligkeiten und deren Wirkungen verantwortlich machen will. Da begnügt man sich nicht mit symbolischen Parallelen in Naturereignissen, Epidemien, coincidirenden Krankheiten u. dergl. — sondern deutet sozusagen einen metaphysischen, hinter den Coulissen vor sich gehenden Causalnexus an, in den hineinzugreifen dem Helden zur Schuld angerechnet wird — demselben, welchem man andererseits die nöthige „gesunde Unverfrorenheit“ zumuthet und jedes allzubedenkliche und -bedächtige Ueberlegen als undramatisch übelnimmt.

Welch andere Metaphysik durchzieht dagegen die verkörperte Weisheit der wahren Genien! Da wird an's Licht gezogen, was das blöde Auge schwacher Herzen blenden musste: der Abgrund einer so durch und durch antilogischen Widerspruchsfülle, dass man aus dem Lachen gar nicht herauskäme, wenn nicht die *vis comica* solcher Dinge meist erstickt würde unter dem Druck pathologischer Massen. Denn was Lessing als „das Unschädliche“ in den Begriff des Komischen aufnahm, ist etwas diesem von Hause aus ebenso Fremdartiges, wie an sich Relatives und Zufälliges. Uebermässige Verdünnung der „schlimmen Folgen“ hebt den komischen Eindruck selber auf. Lächerlich, d. h. anschaulich realdialektisch, kann an und für sich auch noch das Allerentsetzlichste sein, und es hängt sehr von der Nervenconstitution des jeweiligen Zuschauers ab, ob es noch als solches, also komisch, wirkt, oder ob die begleitenden Gefühle von Mit-

leid und Furcht den Schwerpunkt auf die tragische Seite verlegen, den lächerlichen Eindruck vielleicht ganz absorbiren. Wie fliessend und undeterminirbar hier die Grenzen sind, sieht man an den unmerklichen Uebergängen zwischen sarkastisch bitteren und pathetisch wilden Schmerzensausbrüchen — (Nuancen, in denen u. A. ein Grabbe Meister war — z. B. in seinem „Herzog von Gothland“) wie ja denn auch in gewissen pathognomischen Zuckungen die Spasmen des Schmerzes mit denen des Lachens verschmelzen.

Und wie Verschwinden eines Wollens in Nichtwollen ein Hauptkriterium des Tragischen ist, so haftet ja jeder Vereitelung soviel von Komischem an, dass Kant meinen konnte, dieses wesentlich als Auflösung einer Erwartung in Nichts bezeichnen zu dürfen. Dem entsprechend giebt es einen breiten Gürtel des Tragikomischen, wo das Schicksal den Helden neckt, und zwar in der Form des Aeffens, indem es nämlich *in utramque partem* (negativ wie positiv) den Schein erweckt, als ob ein Motiv da sei zum Zugreifen, sei es, um etwas zu erhaschen, sei es, um etwas abzuwehren. Was aber an solchem „Naseführen“ bis zu einem gewissen Grade rein komisch wirken kann, schlägt denn doch in's ebenso rein Tragische um, wo es vielleicht ganze Lebensfragen angeht. Und wer nach einer gewissen moirologischen Consequenz mit dergleichen Erfahrungen ausgezeichnet wird, kann es zuletzt als das eigentlich Reguläre ganz in der Ordnung finden, wenn in seinen Lebensbedingungen ein Schicksalssarkasmus den andern unmittelbar ablöst; zuletzt wundert sich so einer denn nur noch (nicht ohne ein gewisses unheimliches Ahnen, das Versäumte werde doppelt nachgeholt werden), wenn es einmal anders kommt.

Achtsame Dichter werden sich natürlich jene Concentrirungen nicht entgehen lassen, welche für's Tragische durch den Contact bestimmter Charaktere mit bestimmten Situationen sich ergeben, und aus solcher Reflexion hervorgegangen finden wir in Alfred

Meissner's „Die Kinder Roms“ die Zusammenstellung zweier zu Conflicten prädestinirten Klassen, deren eine er als dämonische Helden beschreibt, während ihm die zweite Märtyrer heisst. Von jenen sagt er: „es giebt Charaktere, die durch kein Verhältniss hindurchgehen können, ohne auf ihrem Wege bleibende Spuren zurückzulassen, Charaktere, unter deren Einfluss sich scheinbar geringfügige Umstände, wie in unbewusstem Spiel, zu Katastrophen steigern. Wo immer sie erscheinen, beschwören sie Conflicte oder gerathen in sie“ . . . . von diesen: „es giebt aber auch gewisse Menschen, ... die jedem Kampfe scheu und schüchtern ausweichen und dessenungeachtet von einer Verwickelung in die andere stürzen . . . . . die Laufbahn beider ist an Collisionen, Gefahren, Extremen überreich. Was bei jenen der . . . vermessene Wille anstiftet, das tritt bei diesen unbeabsichtigt und ungesucht als ein Verhängniss ein, entweder weil sie von unbezwingbaren Verhältnissen fortgerissen werden, oder weil ihr Leben überhaupt eine schiefe und unregelmässige Basis erhalten.“ — Wenn aber bei so ungleicher „Schuld“ die „Strafe“ gleich oder vielmehr präsumtiverweise für die „Märtyrer“ nur um so schwerer ausfällt (schon weil ihnen weniger Kraft und Muth zum Abschütteln bleibt) — dann wird wol auch von dieser Seite her der Begriff der tragischen Gerechtigkeit einer Revision bedürftig sein. Nicht minder, wenn man jene in entgegengesetztem Sinne privilegirten Naturen in's Auge fasst, welche Julian Schmidt gemeint haben muss, wo er vom Landadel bei Willibald Alexis sagt: „Auch das ist gut erdacht, dass diese Menschen immer obenaufbleiben, in so bedenkliche Dinge sie sich auch einlassen, weil in ihrer kalten Natur kein Motiv dem andern widerspricht.“*)

*) Jul. Schmidt scheint überhaupt allmählich zu gerechterer Würdigung solcher Dinge gelangt zu sein, wenn auch noch zaghaft genug herauskommt, was er (Westermann's Monatsh. Apr. 1874) schreibt: „darin liegt wol „(!)“ überhaupt der Irrthum Fanny Lewald's, dass sie annimmt oder anzunehmen scheint, alle sittlichen Conflicte geben, wenn man sie mit der Vernunft gehörig analysirt, ein reines Facit. Es giebt Imponderabilien

Solche Menschen sind offenbar dazu angethan, unabsehbare Tragik anzurichten, aber selber wenig oder nichts davon auszukosten.

Zarter freilich ist, was Spielhagen als eine eigene Species der Tragödie Goethe's formulirt, dass bei diesem das Individuum durch die blosse Behauptung seines Seins als dieser bestimmten Individualität in tragische Collisionen geräth und darin untergeht, wogegen die specifischen „Dramatiker“ nicht müde werden, es dem Aristoteles nachzusprechen, die Charaktere seien dazu da, eine tragische Handlung zu Stande zu bringen, nicht umgekehrt die Handlung, um die tragische Charakterpotenz zu actualisiren — was immerhin „Geschmackssache“ sein dürfte. Historisch zeigt uns wenigstens das altspanische Drama ursprünglich eine Psychomachie zwischen Tugend und Laster.

Und wie wir sahen, finden doch selbst die „Gesunden“ es zuletzt schal und abgeschmackt, wenn ihnen nach ihrem eigenen Recept ein Gericht servirt wird; da merken sie — wie Julian Schmidt bei Fanny Lewald — dass das Salz fehlt, und kommen sogar dahinter, dass auch, was ihnen einst alle Normen ersetzen sollte, der kategorische Imperativ ihres ostpreussischen Landsmanns, das nicht umfasst — und was den Rest setzt, ist das wahrhaft Individuelle, das eminent Problematische. Insofern verdient sogar der zufällige Umstand Erwähnung, dass es wieder Jul. Schmidt ist, der uns folgende Aeusserungen Otto Ludwig's über-

---

nicht blos der Gemüthswelt, sondern auch unter den sittlichen Mächten. . . . . sie ist von der Macht der Freiheit gegen das Naturgesetz vielleicht“ — (!) — „zu sehr überzeugt, denn es fehlt ihrer Ueberzeugung die Demuth . . . . sie findet in ihrer Natur gar nichts Problematisches; wenn irgend einmal zwei Empfindungen oder Gedanken in ihr sich kreuzen, so gebietet sie ihnen sofort Halt, prüft sie gründlich und bringt sie zum Austrage, worauf sofort alles wieder in Ordnung ist. Ihre Heldinnen können wol in äussere Conflicte gerathen, auch wol zuweilen zu einem innerlichen Zweifel kommen, ihr Entwickelungsprocess aber geht immer in fester grader Linie fort . . . . im Grunde ist sie überzeugt, dass, wie für die Mathematik der Satz des Widerspruchs die allgemeine Formel ist, so auch in der Bewegung der menschlichen Gedanken und Empfindungen die gleiche Logik herrscht.“

mittelt hat (Westermann's Monatshefte, Febr. 1874, S. 545 ff.): „Unsere Zeit erschrickt vor dem Gedanken, dass der Mensch eine eigene Schuld haben kann. Missverstandene Humanität hat seit Jahren, um die Menschen zur Milde gegen die Sünder zu bewegen, dem Publikum gepredigt, dass im Menschen nicht das Individuum, nicht ein freies Ich, sondern dass allerlei andere Agentien in ihm sündigen, z. B. der Staat, die Gesellschaft, Schule, Ehe, Bildungsgrad u. s. w. . . . Der Starke ist doch etwas, selbst sein Verbrechen kann etwas Imposantes haben, es ist das Erforderniss zur Tugend, die Selbstbestimmung, wenn auch falsch angewandt, vorhanden; aber in dem Gallert, das nicht aus sich selbst etwas sein kann, ist gar nichts mehr von der ursprünglichen Hoheit des Menschen, von dem Adel, der selbst im gefallenen Engel noch imponirt. Ein Mensch, der stark genug ist, böse zu sein, kann selbst das Mitleid noch erregen. Und nur ein Mensch, in welchem die Kraft ist, gut oder böse selber zu werden, kann ein Schicksal haben. Aber nur für ein Publikum, das so denkt, ist eine Tragödie möglich." Das mag ergänzendes Gegenstück und Folie zugleich finden an den Worten Legouvé's über Scribe: „dessen Personen reden und handeln wol den jedesmaligen Situationen entsprechend, gestatten aber nie einen tiefern Einblick in ihren Charakter, sodass man sich ihr Auftreten auch unter andern Verhältnissen vorstellen könnte — sind nicht Menschen, sondern Puppen, für bestimmte Situationen dressirt."

In gleicher Abstraction sieht der vulgäre Criminalist (und deren Anzahl scheint heutzutage, wo alle Rechtserfassung sich verflacht hat, die Majorität zu bilden) in dem ihm vorgeführten Verbrecher nur den Thäter dieser bestimmten That.

Das war es ja, was Feuerbach zum philosophischen Reformator des Strafrechts machte, dass er mit dem Sinne eines dichterisch schauenden Charakterologen den Motiven der Verbrechen wollte nachgegangen wissen — und Holtzendorff ist ihm

gefolgt mit der Forderung nach diesen, nach den zu Grunde liegenden Triebfedern, solle man hier classificiren und die Strafarten bemessen und höchstens die Strafgrade nach den Unterschieden der sogenannten Zurechenbarkeit, Kaltblütigkeit und dergleichen, welche zuletzt fast auf ganz äusserliche Unterschiede der Stimmung, Disposition und dergleichen zurücklaufen und nichts wissen von dem himmelweiten Abstand zwischen Affect und Leidenschaft. Denn auch die psychologische Wahrnehmung darf ja nicht ausser Ansatz bleiben, dass im Handelnden jede Erfahrung handgreiflichen Unrechtleidens die dem Schicksal — als gerechtigkeitsloser Zufallsmacht — Trotz bietende Courage steigern muss.

Damit kommen wir zu einem Zuge im Bilde tragischer Gestalten, welchen grade neuere Dichter sich nicht gern entgehen lassen: der Held steht dem Schicksal als eine sich diesem ebenbürtig fühlende Macht gegenüber — er redet ihm gegenüber deshalb nicht im Tone des sich dem Andern gegenüber schwächer wissenden Klagenden, sondern führt die Sprache des Anklagenden. Auch das ist wieder nur gerechtfertigt im Bewusstsein gleich urständiger Aseität: das Individuum hat gleiche Dignität wie was ihm feindlich gegenübersteht, ist wol quantitativ minder stark und mächtig als solch ein zahllose Kräfte in sich schliessender Complex, weiss sich aber qualitativ demselben vollauf gleichwerthig und redet deshalb zu ihm wie zu seines Gleichen.

Der gewöhnliche Inhalt solcher Anklage aber wird auf Betrug lauten.

Der Wollende fühlt sich verlockt oder hintergangen, weil die ausser ihm liegenden Factoren seines Handelns aus seiner Thatenkette etwas anderes gemacht, als was er von sich aus in seiner freien Selbstbestimmung beabsichtigt hatte. Er empört sich gegen die demüthigende Zumuthung dazustehen, wie ein Sklave, der etwas anders thun muss, als was er selber will — und den

Schein, nicht der volle Alleinthäter seiner eigenen That zu sein, empfindet er als etwas so Entwürdigendes, dass es hiesse, den Zweck seines Sprechens in dessen eigenstes Gegentheil zu verkehren, wenn man darin etwas suchen wollte von dem, was man sonst ein Sichentschuldigen nennt — vielmehr ist diess ein reines *accusare* ohne den leisesten Anhauch eines *studium excusandi.* Dass ihm sein Thun verfälscht, dass Uebel entstanden, wo er alles gut und zum besten zu machen gedachte, dass man ihm in den Zügel gefallen, sein Werk nicht habe zu Ende führen lassen, bildet die wiederkehrenden Themata solchen Aufschrei's des tragisch Verstrickten.

Wessen der Handelnde zu spät inne ward, das ist ja „der Doppelsinn" des Lebens. Weil er aber doch nicht in ganz erfahrungsloser Naivetät an die Dinge herangeht, so treibt so wenig elende Feigheit wie schnöde Neugier, sondern ein hohes sittliches Bedürfniss den vor grosse Selbstentscheidungen Gestellten an, in mantischer Berathung des rechten Weges sich zu vergewissern. Weil er weiss, dass er irre gehen kann, weil ihn sein Vorleben nicht ungewitzigt gelassen über des Willens Zweideutigkeit: deshalb sucht er da festeren Halt, wo er den tiefsten Wurzelenden des Geschehens näher zu sein glaubt: bei seiner Gottheit. Nicht um sich selber zu entlasten und auf fremden Willen den Inhalt seines eigenen abzuwälzen, — nein, nur um in und über sich selber sicherer zu werden, horcht er solchen Stimmen vom Dreifuss der Wesensverschlingung, und die Bethörung, welcher ihn grade seine Vorsicht überantwortet, scheint vorzugsweise desshalb ein von den Dichtern so gern behandelter Stoff zu sein, weil darin dem objectiven Factor der Tragik die nämliche realdialektische Amphibolie beigelegt wird, wie dem subjectiven — sodass sich in solcher Wechselergänzung diess als der einheitliche Charakter der Welttotalität offenbart.

Für den Rahmen der dramatischen Kunst ergiebt sich hieraus die Specialität der heroischen Tragödie. Da ist der Träger des

Tragischen vermöge seiner „Halbgott“-Stellung zugleich der Träger des Schicksals für Viele, also auch in diesem Sinne selber eine Schicksalsmacht, und mit der Erweiterung seiner Machtsphäre ist zugleich eine Erweiterung des Verantwortlichkeitsbereichs gegeben, welche die Sicherung durch einen Rückhalt an göttlicher Infallibilität noch dringender begehren lässt.

Ob Wallenstein seinen Seni, Napoleon die Lenormand zu Rathe zieht, ist also nicht unter den Gesichtspunkt vulgären Aberglaubens zu stellen, sondern die innere Consequenz einer Situation, in welcher nach der einen Richtung die Grenzen der Menschennatur überschritten sind und es desshalb als unabweisbares Bedürfniss empfunden wird, sie auch nach der andern hin auszudehnen.

Wo aber sozusagen ungefragt der Nothwendigkeitsverlauf der Dinge anticipirt ist, also die Seite fatalistischer Unentrinnbarkeit irgendwie herausgekehrt, sei es als forterbender Geschlechtsfluch, sei es als Erfüllung forderndes Special-Orakel, da fällt der Schwerpunkt in den moirologischen Factor und es entsteht das Kunstgebilde der sogenannten Schicksalstragödie. Die Frage jedoch nach dem ästhetischen Recht dieser Form des Tragischen lässt sich nicht einfach erledigen durch die Art des damit herbeigeführten Eindrucks, sondern will, wie die gesammte Theorie des Tragischen, schliesslich doch auch metaphysich angefasst sein, wenn sie nicht rein nach der Willkür zufälligen Geschmacks soll entschieden werden.

Zunächst giebt es ja überwiegend das Gefühl des Unheimlichen, die Gestaltung des Menschenschicksal an solch dunklen Fäden hangen und gezogen zu sehen. Solange das Unbegreifliche zugleich ein Unerkennbares ist, fügt man sich ihm leichter in unreflectirter Hinnahme dessen, was es bringt — sobald es dagegen irgendwie als ein zum voraus Wahrnehmbares vor uns hintritt, büsst es scheinbar einen Theil seiner geheimnissvollen Unabänderlichkeit ein — von dem, was angekündigt werden kann,

meint man, es müsse auch irgendwie sich abwenden lassen — es stehe ein Kampf dagegen frei — und dieser Versuch, sich dem Verhängten zu entziehen, pflegt ja dann eben das herbeizuführen, was in solchen Fällen die Specialverschuldung ausmacht — wir können dann in besonderer Bedeutung von einer tragischen „Constellation“ sprechen — und für sie enthalten den Schlüssel die Worte in Wallenstein's Tod, V, 3.:

> Dergleichen Stimmen giebt's. — Es ist kein Zweifel:
> Doch Warnungsstimmen möchte ich sie nicht nennen,
> Die nur das Unvermeidliche verkünden.

Sie pflegen ja grade dann zu schweigen, wenn die Gefahr schon dicht über dem Haupte schwebt, wovon die Vorahnung schon ausgesprochen war in dem (ebendaselbst III., 21) voraufgehenden Angstruf:

> Wo ist eine Stimme
> Der Wahrheit, der ich folgen darf? Uns alle
> Bewegt der Wunsch, die Leidenschaft. Dass jetzt
> Ein Engel mir vom Himmel niederstiege,
> Das Rechte mir, das unverfälschte, schöpfte
> Am reinen Lichtquell mit der reinen Hand!

So klingt also überall durch, dass das Schicksal nirgends die Selbstverantwortung völlig absorbirt — es ist ohnmächtig, wo nicht der Wille seine Weisung acceptirt, wofür abermals in demselben Drama das Gesetz formulirt ist:

> Recht stets behält das Schicksal, denn das Herz
> In uns ist sein gebietrischer Vollstrecker

Wo von gar keiner Ratihabitio des vom Schicksal Angetragenen seitens des Willens die Rede ist, da giebt es ja auch nichts von dramatischem Vorgang, und solche reine Passivität würde auch dem Tragischen keinen Raum mehr lassen. Also muss selbst noch in der Schicksalstragödie das Fatum als eine Macht walten, an der sich eine gewisse Analogie und Homogeneität zur menschlichen Willensnatur erkennen lässt. Auch das „Unerbittliche“ darf nicht ganz nur grausam, nur launenhaft despotisch schalten, auch aus seinen Eingriffen muss noch etwas hervorblinken von den gemischten Eindrücken selbstentzweiter

Doppelnatur — auch die Schicksalstragödie muss, wenn sie nicht als durch und durch un- und widernatürlich blos abstossend wirken soll, etwas spüren lassen vom Walten der realdialektischen Urgesetze.

Wie grade der absolute Pessimismus weiss, dass er sich nicht in Uebertreibung die eigene Spitze abbrechen darf (jedes, auch das rein illusorische und schlechthin momentane Glück leugnen, hiesse *eo ipso* jede Schmerzfähigkeit in Abrede stellen) so wird der wahrhaft Schicksalkundige sich hüten, auf Seiten des Geschicks ganz und ausschliesslich nur feindselige Einflüsse hinzustellen — sonst fehlte ja der Köder, an dem der dupirte Wille sich verfangen könnte.

Damit ist metaphysisch eingereiht, was empirisch als „Ironie des Schicksals" personificirt wird — eine Ausdrucksweise, deren metaphorischer Natur die metaphysische Moirologie sich natürlich bewusst bleiben muss. Dieser aber ist auch die Detailbetrachtung derselben zu überlassen — die Erörterung des Tragischen wird davon nur insoweit berührt, als der Handelnde grade durch glückverheissende Motive in's Centrum des Unheils seducirt wird, und zwar in der doppelten Weise, dass er nicht blos auf sich selber Uebel herabzieht, sondern auch denen Leiden verursacht, deren Wohl er zu begründen gedachte.

Was in unbewusster Realdialektik die Sprache der Religion hypostasirt als „Neid der Gottheit", heisst für die nüchterne Begrifflichkeit des Metaphysikers die jedem Individualwillen als solchem unaufhebbar mitgegebene Ohnmacht und participirt am ironischen Ausschlag eines Schicksalsverlaufs namentlich insofern, als der, in seiner den Durchschnitt überschreitenden Machterweiterung sich schrankenlos dünkende, Wille fortgerissen wird zur Maasslosigkeit einer Hybris, die an dem, was Nemesis genannt wird, ihr einfaches Correlat hat.

Denn näher zugesehen zeigt sich in dieser althellenischen Causalitätsanschauung, der die Zwischenglieder sich nur auf dem

Wege göttlicher Wunderbethätigung zu vermitteln schienen, wiederum nichts als eine Ahnung der realdialektischen Selbstbethätigung eines Weltgesetzes, an welchem der „Zusammenhang“ eins ist mit der Wesensidentität der beiden Kehrseiten an Einunddemselbigen.

Das ironische Verhältniss reicht ja hinab bis in die Vollstreckung der über die „Schuld“ ergehenden Bestrafung. Denn wie oft wird einer grade in dem Augenblick und grade nur infolge dessen vom allergrausamsten Verhängniss ereilt, wo und weil er im Begriff steht, von einer Verirrung auf den Weg der Sühne sich zu wenden!

Den allerkürzesten Ausdruck für die Beiderseitigkeit dieses Doppelwiderspruchs giebt ja das alte Wort

Irati dei exaudiere vota,

nach welchem die Wunscherfüllung selber als die aufbehaltene Strafe erscheint. Da wird hüben offenbar, wie das Gewünschte in Wahrheit ebenso sehr ein Nichtgewünschtes war, und drüben, wie der Liebe schönste Bethätigung, die Wunschgewährung, ebenso sehr Erweisung abkehrenden Zornes sein kann: da schlägt in Einem das Gut in ein Uebel um und das Gute in ein Schlimmes, weil eben jenseits wie diesseits das Ja in ein Nein gewandelt ward, wie das Nein in ein Ja.

Dass dennoch der Begriff der Gerechtigkeit hierbei nicht zu seinem Rechte komme, dafür sorgt das enorme Missverhältniss zwischen der Grösse der Verschuldung und dem Quantum des durch sie herabgezogenen Leidens. Grade da wirkt ja das tragische Geschick am ergreifendsten, wo eine *levissima culpa* eine *gravissima noxa* erzeugt. Das Ausserachtlassen irgendeines kaum erkennbaren Factors entscheidet alsdann über den jammerreichen Untergang ganzer Geschlechter, und der Zuschauer bringt obendrein das unheimliche Bewusstsein heim, dass vor der Wiederkehr solchen Missglückens keine Witzigung schütze, weil die Fülle der Gestalten, in welche der lauernde Dämon grade ver-

möge seiner Winzigkeit sich kleiden könne, unerschöpflich ist; und grade weil diessmal die Klippe umschifft werden sollte, an welcher das vorigemal das Unternehmen zerschellt war, ging dieses jetzt erst recht kläglich zu Grunde. Und obendrein waltet in diesem Schicksalsbereiche zuweilen eine besondere Form der Ate, welche es liebt, Vorsicht, beziehungsweise Abwehr und Geduld, in eine umgekehrte Proportion zur Grösse der wirklichen Gefährdung zu bringen, — was doch nicht recht denkbar sein würde, wenn die Gesetzlichkeit des Weltlaufs eine einfach gradlinig rechtläufige wäre und nicht das simple Vorwärts am wahrscheinlichsten einer feindseligen Gegenströmung zutriebe.

Wie mancher Held sollte nur desshalb der Wucht der Keulenschläge Stand gehalten haben, damit ihm hinterdrein die Mäusezähne des ganz Gemeinen den Kern der Kraft zernagen und er im Untergange so klein erscheine, wie das Kleinliche, dem er erlegen! — ein Loos, das man noch lieber ein komi-tragisches als ein tragi-komisches nennen sollte. (Man vergegenwärtige sich Napoleon's Ende auf St. Helena.)

Denjenigen Theoretikern nun aber, welche in den obigen Formulirungen der Ironie noch zu viel mythologische Hypostase finden möchten, kann die Realdialektik andere, althergebrachte Ausdrucksweisen zur Verfügung stellen, deren abstractere Fassung sozusagen den reinen Mechanismus des ethischen Weltlaufs wiedergiebt und zugleich dessen tragischen Grundcharakter vor Augen legt. Philologischen Liebhabern von Varianten präsentirt sie zu dem Behuf neben dem weiterverbreiteten *δράσαντι παθεῖν* die äschyleische Lesart *ἕρξαντι παθεῖν* (Agam. 310 fgm. 153) und aus Kant: „Ueber Buchmacherei“ (Ausgabe von Rosenkranz B. 7., I. Abth. S. 309) entlehnen wir die gelehrte Notiz: von einem Griechen stamme gleichfalls und sei ursprünglich über's Heirathen gesagt, das Wort, welches jetzt meistens für Uebersetzung eines spanischen Sprichworts ausgegeben wird:

Was du auch thust, so wird es dich gereuen.

Darnach ist kein Handeln möglich, welches nicht entweder in sich die schmerzbereitende Macht von Gegenmotiven trägt oder äusserlich einen Zusammenhang der Geschehnisse dergestalt wider sich aufwühlt, dass nachträglich das Nichtgeschehen als das Bessere erschienen sein würde.

Vermöge dieser tragischen Universalnothwendigkeit stört jedes Handeln, auch das edelste, das selige Nichts aus seiner Ruhe auf und hat zu seiner Folge Unseligkeit — der blanke Hohn darauf, dass arglos betrübten Seelen als besste Panacee für ihre Herzensleiden gern ein „freudig Wirken und Schaffen“ pflegt empfohlen zu werden.

Ist aber das Wesen des Tragischen diess: durch Thaten, guten Willens in Schuld sich zu verstricken, so ist hiernach das Tragische in seiner Einfachheit nicht mehr eine Specialform des Menschenschicksals, sondern von uneingeschränkter Allgemeingültigkeit, worin es grade dem Gewissenhaftesten am schmerzlichsten den Seufzer entpresst: „ist's denn ein Vorwurf, dass ich meine Pflicht thue?“ — aufstöhnend, weil er am allerbittersten eben in dem gekränkt wird, worin ihn niemand eines Fehls zeihen kann, — als nur dessen, überhaupt ein „Handelnder“ zu sein, ein Wollen Actualisirender.

Freilich aber liegt, dass dem so ist, zumeist doch eben an der Menschennatur. Die Weise, wie Menschenwille unser Thun aufnimmt, entscheidet ja doch zumeist über dessen Folgen — in diesem ethischen Bande hat das Tragische ja seine eigentliche Sphäre — die aussermenschliche Natur bietet dazu doch mehr nur den Resonanzboden — es tönt uns von dort ein Echo zurück, weil allerdings der innerste Kern auch darin gleichen Stoffes ist mit unserm ureigensten Wesen — aber für gewöhnlich bleibt's bei der allgemeinen ästhetischen Symbolik, wie der Dichter sie gern in Anwendung bringt, wo er Stimmungen der Menschenbrust in directe oder in Contrastbeziehungen rückt zu Vorgängen der äussern Natur, Wetter und dergl. Je rationalistischer,

überhaupt unnaiver unsere Zeit in all diesen Dingen geworden ist, desto mehr beschränkt sie ja den Dichter in Anbringung solch parallelisirender Vignetten, sodass uns bei Shakespeare das: *Duncan's horses eat each other* schon zu viel dünkt.

Dagegen gehört in den Kreis der uns hier beschäftigenden „Reue“ allerdings auch jene rein intellectuale, welche hinterdrein gewahrt, wie nobleres Gebaren *οἷοι νῦν ἄνθρωποί εἰσιν* gemeiniglich eine rechte „Dummheit“ implicirt, deren unliebsame Folgen getragen sein wollen. Tragisch nämlich ist auch diess insofern, als es Erfahrungen antiethischen Gehalts implicirt, die auf dem Wege echtest ethischen Verhaltens erworben sind, — besteht doch sogar ein causales Band zwischen dem Edelsinn des Einen und der Gemeinheit des Andern, welche bei Gelegenheit jener zu Tage tritt und ohne sie latent geblieben wäre. Widerfährt's doch Manchem, dass er Anlass bekommt, eine frühere Reue zu bereuen, indem er nachträglich einsieht, wie sein ursprüngliches, von ihm selber später verabscheutes Thun das dem des Andern besstangemessene gewesen — und wer so etwas durchgekostet, weiss, dass es niederträchtigere Stimmungen kaum geben kann, als die, in denen sich so das bessere Ich auflehnt wider seinen eigenen Missbrauch.

Da liegen die Motive, welche dazu angethan sind, irre zu machen an der sittlichen Beschaffenheit der Weltbeziehungen, unverkennbar genug ausserhalb des in solches Schwanken versetzten Subjects, und wo dessen Zähigkeit schliesslich nicht mehr Stand hält solchem Zerren, erfolgt ja factisch oft genug das intensive, dauernde Irrewerden in der Gestalt des Irrsinns. Dennoch giebt es einen Rationalismus von solch gradezu unverwüstlicher Gesundheit, dass es Leugner aller ethischen Conflicte giebt von einer Consequenz, starr genug, um mittels eines simpeln *ὕστερον πρότερον* der Anerkennung der Realität dieser Macht als Urheberin des Wahnsinns durch ein apodiktisches Decret zu entgehen, nach welchem überhaupt nur subjective Unklarheit der Grund des

Glaubens an die Existenz einander ausschliessender Doppelpflichten und dann die später zu Tage tretende totale Geisteszerrüttung nichts sein soll, als die einfache Steigerung jener Verworrenheit — Klugredner von der Sorte jener tragischen Spürnasen, die auch in Ophelia und der Goethe'schen Iphigenie das nöthige Quantum „Verschuldung“ meinten nachweisen zu können. Was kehrt sich solch superkluger Raisonneur daran, wenn er den unantastbarsten Musterwerken gegenüber mit solcher Philistermoral in die Brüche geräth? — er stellt das wirkliche Causalitätsverhältniss getrost auf den Kopf, um an seinem gradlinigen Weltbilde nicht rütteln zu brauchen, dünkt sich sehr human, wenn er den Ausdruck gebraucht: der vermeintliche Conflict besteht nur in der Einbildung — was er meint, tritt unverschleiert zu Tage, wo er behauptet: die Verrücktheit stammt nicht aus dem Conflict her, sondern umgekehrt dieser aus jener. Dass dabei nebenher der „Entwickelung“ des Jahrhunderts ein kläglich Démenti gegeben wird, pflegt unbeachtet zu bleiben; denn offenbar muss, wer mit Hegel an znnehmende Vertiefung des Autonomie-Bewusstseins glaubt, hierin auf die Seite der Realdialektik treten. Grade in der Entscheidung zwischen zwei Pflichten bethätigt sich ja die ethische Selbstbestimmung in ihrer reinsten Souveränetät. Da heisst es recht eigentlich: Arzt hilf Dir selbst! kein Gott kann Dir helfen — Du musst Dich ganz auf eigene Füsse stellen und als Dein eigen Werk hinnehmen, was sich daraus für Folgen ergeben.

Denn wo zwei sich widersprechende Motive beide zugleich und in gleicher Kraft als absolut verbindliche Forderungen, als gleichberechtigte ethische Regeln, vor dem Richterstuhl des Gewissens ihr Plaidoyer halten und tausend Scrupel als Eideshelfer jedem von beiden an die Seite treten: da muss das Verdict rein aus dem eigenen Innern geschöpft werden — Gefühl oder Vernunft müssen den Ausspruch thun, oder der Wille neigt stillschweigend die Waage nach der Seite, wohin die eingeborene sittliche Qualität gravitirt.

Sind aber wirklich zwei Pflichtgebote vorhanden, von denen nur das eine erfüllt werden kann, so heischt allerdings die Statik des Weltgangs eine Sühne für die Verletzung des andern, und das mag man eine tragische Gerechtigkeit nennen, aber eine ethische ist es nimmermehr; denn diese muss sich an die Imputabilität des einzelnen handelnden Individuums halten, über dessen eigenen Willenswiderspruch hinaus hier die Causalitätsfäden hineinreichen in die Selbstentzweiung aller in wechselseitiger Relation zueinander stehenden Individualwillen, also letzten Endes in die Gesammtheit dessen, was die Römersprache so bezeichnend *natura rerum*, d. i. das Geborenwerden der Realitäten, nennt.

Wo also dennoch das Individuum auch in solchem Falle die „Strafe" für die unumgängliche Verletzung einer Pflicht hinnimmt mit dem befriedigenden Bewusstsein, in schuldtilgender Sühne gebüsst zu haben, da geschieht diess vermöge des demüthigen Inneseins, auch für sein Theil nicht ausgeschlossen zu sein von der alles durchziehenden Selbstentzweitheit und aus dieser anderweitig Strafe heischende Vergeltung verdient zu haben. Es weiss, an seinem Theil nicht ganz frei von Schuld zu sein daran, dass es um dieser Welt Zustände so miserabel bestellt ist — es trägt für sich, weil an sich mit an der realdialektischen Erbschuld und kann sich demgemäss zufrieden geben in Gedanken, wie Schiller sie seine Maria Stuart aussprechen lässt:

> Gott würdigt mich, durch diesen unverdienten Tod
> Die frühe schwere Blutschuld abzubüssen.

Aber dass es um solche Gerechtigkeit ein erbärmlich surrogatives Flickwerk bleibe, kann doch niemand sich verhehlen, der in eigener Brust die idealen Postulate einer sittlichen Weltordnung trägt und deren Verwirklichung so stümperhaft ausfallen sieht.

Auch darin offenbart sich ja die Identität der Wurzel ethischen und natürlichen Seins, dass jede Cur als solche die Gestalt einer Strafe annimmt.

Wie die Aerzte — nach Luther's Ausdruck „unseres Herrgotts Flicker" — am kranken Leibe nichts auszubessern wissen anders als mit Beibringung anderweitiger Uebel, wie selbst die Homöopathen Heil und Heilung grösstentheils mit Anwendung von „Giften" versuchen, so verdoppeln sich die Leiden, welche aus sittlichen Schäden erwachsen, eben durch das Bemühen sie abzustellen. Nicht genug an den Schmerzen der Krankheit selber: die hülfeverheissenden Mittel thun noch das Bittere und Ekelhafte hinzu. Wer Arm oder Stimme erhebt zur Abwehr des Unrechts, muss dessen gewärtig sein, tief hinabtauchen zu müssen in den Schmutz der Gemeinheit. In Einer unauflöslichen Ἀνάγκη sind untereinander verkettet das *Esse* sammt dem *Operari* und dem *Pati* (medial-reflexive Verbalformen, wie diess *Operari* und unser „Sich-ab-arbeiten" drücken das ja selbst sprachlich aus.) Das Aussereinander dieser drei besteht ja nur für den Schein (der Phänomenalität) — jede Strafe, die nicht als die einfache Kehrseite der Handlung zu Tage tritt, hat etwas zufällig-willkürliches — was für uns als blosse „Folge" sich darstellt, muss an sich in einer dem Sein gleich ewigen Nothwendigkeit gründen, welche die Identität des *Esse*, des *Operari* und des *Pati*, in denselben Kreis unerbittlicher Unabänderlichkeit einschliesst.

Das Wissen hierum ist das, was in so vielen Sprachen als das Bewusstsein κατ' ἐξοχήν erscheint, als jene *conscientia*, die Bescheid weiss um sich und der Welt Wesen — wie ja auch unser Ge-wissen in seiner Wortbildung eine entsprechende Intensitäts- und Consummativform aufweist und als der eigentliche Centralpunkt aller Trostlosigkeit der Weltwesen allerintimstes Geheimniss offenbart.

Wo jedes Handeln als solches, ganz einerlei, welchen Motiven es entspringt, welche Ziele es anstrebt, zum Frevel werden kann, weil die Pflicht oft viel leichter gethan als erkannt ist,

da thut sich die Quelle jedes Thuns — das Wollen — unmittelbar selber auch als ein Giftborn auf.

Dann erscheint die Tragik als etwas so unentrinnbares wie das Zahnen bei Kindern und die *decrepitudo* bei abgelebten Greisen, und wie der Patholog allgemach die grausenhaftesten Krankheitsprocesse in kältester Gemüthsruhe zu beobachten und zu beschreiben lernt, so findet ein Hegelianer, dem der ganze Weltlauf nur ein Gedankenprocess ist, als welcher er sich lediglich in seinem Kopfe abspielt als etwas, wo das Herz nichts dreinzureden hat, es zuletzt nicht schwerer, diese Dialektik der tragischen Nothwendigkeit in kühler Objectivität darzustellen, als wie es dem Verfasser eines physikalischen Compendiums fallen muss, die Lehre von Fall und Schall darin abzuhandeln — das Complimentirbuch wissenschaftlicher Convenienz stellt ja als erste seiner Anstandsregeln auf: sich ereifern schickt sich nicht! — herzlos sein oder werden desto mehr für die Opferschlächter an diesen Altären!

Wenn aber jedes Kunstwerk ästhetisch um so höher steht, je reicher und intensiver es den physiognomischen Ausdruck der metaphysischen Essentia wiedergiebt, dann lässt sich auch nicht zweifeln, dass und warum eine Tragödie ihrer „Idee“, d. h. dem Ideal ihrer Aufgabe, um so näher steht, je weniger Spielraum dem „blinden“ Zufall gelassen ist — jener *Fortuna*, die *caeca* auch heissen kann im passiven Sinne, sofern an ihr die Fäden unsichtbar werden, welche den Zusammenhang zwischen dem Ethischen und Natürlichen knüpfen.

Es leuchtet von selber ein, dass es ergreifender wirkt, wenn sich vor unsern Augen jene „immanente Entwickelung“ abspielt, welche der moderne Mensch seit Shakespeare vom Drama zu erwarten sich gewöhnt hat. Man hätte davon nur nicht die Theorie einer falschen Freiheitslehre herunterspinnen sollen. Die Begründung war mehr auf psychologischem, als metaphysischem Gebiet zu suchen — bei den Gesetzen der Ideenassociation, nach welchen dem vorausbestimmten Verhängniss des blossen Fatums

der Begriff einer schlechthin wandelbaren Willkür anhaften bleibt, mithin der Gedanke der Abwendbarkeit beigegeben ist.

Was als blosser „Zufall“ auf uns wirkt, giebt und behält den Eindruck: es hätte auch anders kommen können. Wo dagegen in einer Kette von „Thathandlungen“ sichtbarlich Eins aus dem Andern sich erzeugt, da kann die Vorstellung der Vermeidlichkeit, der Möglichkeit, dem sich zu entziehen, gar nicht aufkommen. Was seine Nothwendigkeit am eigenen Wesen hat und als solches mit den Augen Spinoza's durchschaut wird, was aus unserer eigensten innersten Natur fliesst, das begleitet uns ja unabwendbar vom ersten bis zum letzten Athemzuge, daran kann „Glück“ oder „Unglück“ nichts verwandeln — zwischen Wiege und Bahre werden wir ja keinen Augenblick uns selber los.

Aber die Freude an solchen Hergängen, wie sie im Stolz des Autonomie-Bewusstseins wurzelt, hat vielfach dazu verleitet, die Cooperation des Selbständigkeitsfactors zu überschätzen, die Darstellung dessen, was an der Schicksalsgestaltung ein Selbstgeschaffenes heissen kann, zu übertreiben.

Wohl schmiedet jeder, der in freien Mannes Würde dasteht, an seinem Schicksal — aber man durfte dabei nicht übersehen, was alles ihm zuvor geliefert sein muss, ehe er überhaupt beginnen kann, seinen Hammer zu schwingen. Was soll denn der für Frucht seiner Mühen ernten, dem zu schlechtem Stückeisen nichts gewährt ward, als ein zerbrochener Blasebalg? Der mag wol die Faust zum Hammer und die Kniescheibe zum Amboss nehmen? Oder giebt es nicht wirklich derer, die noch immer das kalte Eisen weiter hämmern, die todte Asche weiter schüren, dass nichts dabei herauskommt als saurer vergeblicher Schweiss und nichts glüht als die Stirn mit den zum Bersten geschwollenen Adern? Mühe ohne Lohn, Leid ohne Trost!

Für den aber, der einmal die Unveränderlichkeit des Charakters durchschaut hat, ist diese sozusagen „moderne“ Noth-

wendigkeit eine viel durchsichtigere und insofern zugleich geschlossenere als wie die des Fatums der „Schicksalstragödie“, als welches wir in seinem unberechenbaren Belieben gar nicht erkennen würden, wenn es ihm nicht eben auch einmal sollte beliebt haben, sich in Orakeln, Träumen und sonstiger Mantik zu offenbaren. Selbst ein Calderon nimmt so viel Selbstbestimmung in seinen Fatalismus auf, dass er in „Das Leben ein Traum“ (Uebers. v. Gries, neue Ausg. S. 146 fg.) den Sigismund Reflexionen aussprechen lässt, die auf's merkwürdigste übereinstimmen mit Wallenstein's Monolog:

Die Sterne lügen nicht! —

Beider Grundgedanke lautet, auf einen abstracten Ausdruck gebracht, ungefähr so: Das Wissen um die Zukunft wird — anstatt das Vermeiden des Drohenden möglich zu machen — vermöge einer dialektischen Negativität der Thatsachen und Situationen so sehr ein Mittel zur Verwirklichung seiner selbst, dass ohne diess Wissen die Dinge ganz anders würden gekommen sein — das Wahrwerden der Prophezeiung setzt oft genug voraus, dass die Zukunft dem Handelnden bekannt gewesen sei, und es ist dabei ganz gleichgültig, ob das Wissen indirect, sozusagen negativ, durch missglückte Versuche, das Gewusste abzuwehren, oder direct, durch ein seinem Inhalt entsprechendes Handeln zur factischen Bestätigung gelangte. Mit Einem Worte: das Vorauswissen des Zukünftigen ist dann selbst ein in die Rechnung der Prädestination gewissermaassen miteingegangener Factor für dessen Eintreten.

Wie aber allem Erhabenen, so geht auch dieser Form desselben die „Parodie“ zur Seite — so gut in der Wirklichkeit, wie in der Poesie — nur dass nicht jede so classisch ausfällt wie Kleist's „Zerbrochener Krug“ als Travestie der Oedipusironie.

Denn von allen Punkten des Tragischen laufen die Pendants des Kleinlichen und Kläglichen aus. Da dehnen sich abwärts

die Steppengelände der Alltäglichkeit wie die Sumpfflächen der Misère, und die „Verlegenheiten“, die Einer sich selber bereitet, steigen schon wieder an zur Halde des Lächerlichen, welche sich jenseits erhebt. Weil aber der weite, vage Begriff des „Unschädlichen“ hier keine feste Grenzscheide zieht, so gewinnen breiten Raum jene ästhetisch schlechthin unfruchtbaren *solitudines* öder Langweiligkeit und — Vischer'sch gesprochen — allzu „erdenschwerer“ Aergerlichkeit.

Da gedeiht kein Hälmchen menschenwürdigen Fühlens — selbst die Giftkräuter bringen's über die Nesselgattung nicht hinaus — die können wol jucken oder kratzen wie Distelgestrüpp, aber zum Sterben langt's nicht, nur zum Launeverderben — dazu aber dann auch so gründlich, dass an diesen Dornenhecken auch nicht ein einzig Krystallchen humoristischen Salzes als Verdunstungsresiduum haften bleibt.

Und selbst in jenen Richtungen, die aufwärts leiten zu den Höhen des selbstbefreiten Geistes, gilt es erst einen unbehaglichen Zwischensaum zu passiren — das unerquickliche Gebiet des blos Lächerlichen, an dem sich nichts offenbart, als die Nichtigkeit des Lebensinhalts in ihrer absolut würdelosen Erbärmlichkeit. Das ist dem echten Humoristen ein so Widerliches, wie dem erhaben Gestimmten — jenem steht es zu tief, um sich zur denkenden Bekämpfung davon anregen zu lassen — diesem liegt es zu fern, um sich anders als antisympathisch davon berührt zu fühlen — es ist der Tummelplatz der Faunen und Satyrn — das Ehrenfeld der Zoten- und Possenreisser. Hier ist statt der freien und befreienden Lache das Gemecker der Schadenfreude zu Hause, die selbst den tragischen Hintergrund entadelt zur Folie ihrer „faulen Witze“. Da kennt man Pathos und wahren Humor nur als vom Pöbel aus diesen Marken exilirte Aristokraten, denen mit Knüppeln das Ueberschreiten der Mauthlinie gewehrt wird — und so wenden denn Melpomene und Thalia gleichermaassen degoutirt dieser Cactuswüste den Rücken, um sich auf einem

benachbarten Hügel zuvor ein Rendezvous zu geben, ehe sie jede den eigenen Weg einschlagen.

Der Kreuzweg aber, an dem sie sich begegnen, ist jener Punkt, wo der Grausamkeit irgendeiner Lebensgestaltung sich ein — ob auch noch so leiser — Beigeschmack von Schalkhaftigkeit zumischt, sei es in der objectiven Form entsprechender Situationswitze, sei es auf rein 'subjectiver Seite in der Auffassung des davon betroffenen Individuums.

Es ist doch eben zweierlei, **wie** sich jene Vereitelung all unseres Strebens erfüllt, welche Schopenhauer in jenem tief angelegten und allen Wurzelfasern nachgrabenden Aufsatz „Ueber die anscheinende Absichtlichkeit im Leben des Einzelnen“ als den eigentlich letzten Individuallebenszweck dargelegt hat.

Wo dazu „Veranstaltungen“ mit vornehmen Alluren getroffen werden, da starrten schon die Alten entsetzt zu ihrer Ate auf, an deren Altare das Bündniss zwischen *Τύχη* und *Δαίμων* pflegt abgeschlossen zu werden, die Eins dem Andern in die Hände arbeiten, auf dass die möglichst grösste Summe von *no.xa* resultire — wo alles innerhalb des Rahmens gemeiner Niederträchtigkeit von Menschentücke und Menschendummheit vor sich geht, da windet sich das gefolterte Herz durch die Schraubstöcke grösseloser Misère, die statt zu „zermalmen“, wie das „gigantische“ Schicksal, höchstens nur aufreibt, von der Eötvös so ergreifend spricht; oder die Alltagskomik schlägt darüber ihre Bude auf, zu der sie ein weniger „verehrungswürdiges“ als nur „lachlustiges“ Publikum einlädt. Die Wirklichkeit ist eben ein schlechter Poet: manch in hohem Styl begonnenes Trauerspiel lässt sie in einen Schlussact auslaufen, der ganz in der „niedern Gattung“ gewöhnlichen Gezänkes endet — mit einem „Abgang“ von der Bühne, den keine Würde mehr adeln kann, weil man sich von der Alltäglichkeit nur in deren eigener Sprache verabschieden kann.

Was einer anrichtet, blos weil er der ist, der er ist und

da, wo er ist, liefert Tragödien wie Komödien den Stoff, und der Fatalismus ist derselbe, ob, was dabei herauskommt, in Momos' Maske sich kleidet oder den Kothurn beschreitet. Weil zu jedem gesagt ist:

> Du kannst mit allen Sinnen
> Dir selber nicht entrinnen,

muss jeder am eigenen Leibe ausbaden, was die Weltentzweiung über ihn eben damit verhängt hat, — das ist die Immanenz des komischen wie des tragischen Erlebens.

Da wie dort trägt jeder die eine Hälfte seines Fatums in sich selber: sein eigenstes Wesen ist diese Ἀνάγκη.

Das Alles schliesst jedoch nicht aus, dass zwischen diesen beiden Hälften der Schwerpunkt schwanke. Wer sich in unaufgesuchte Situationen hineingestellt findet, die herbeizuführen er in keiner Weise mitgewirkt, der empfindet noch unmittelbarer die „tragischen Gewalten“ in ihrer Eigenschaft von objectiven Mächten, als wer sie wurzeln fühlt in dem Widerspiel zwischen Gewolltem und Nichtgewolltem in seiner eigenen Brust. Vor jenen Conflicten sichert nicht einmal eigene „Gesundheit“ relativ ungetheilten Wollens — und insofern gilt für die selbst Gesunden nicht einschränkungslos, dass die Tragödie um so wirksamer sei, je reiner sie sich in immanentem Fortgang vorwärts bewegt. Wenn die sich sicher dünken, gewahr werden, dass ein reines Herz nicht hilft unbefleckt bleiben, dann trübt sich auch ihnen der Weltspiegel, der ihnen bis dahin so quellenklar und silberhelle erschienen war.

Grade den „Bedenklichen“ erkiest sich ja Frau Ate zum Opfer; über den, der kein Gewissen hat, besitzt sie keine Macht. Den grossen, „ganzen“ Verbrecher lässt sie seine Strasse ziehen, ohne ihn zu beirren — er steht ja so schon im Dienste des allgemeinen Verderbens — er findet schon von selber die Gelegenheiten, ihm brauchen solche nicht erst zugerichtet zu werden. Und weil an der ungebrochenen Brutalität alles schon offen zu

Tage liegt, so ist das „gemeine“ Verbrechen schlechthin ausgeschlossen von dichterischer Gestaltung, indem es dabei nicht erst der das Innere erleuchtenden künstlerischen Allwissenheit bedarf. Bei solcher Gradlinigkeit wird ja nichts erst aufgedeckt von den Abgrundstiefen der Weltnegativität, wie es das Amt der Dichter erheischt als der Wissenden, der *vates*. Den ästhetischen Instinkt verlangt darnach, dass ihm des Wollens Doppelheit hingebreitet werde, um zu erkennen, wie es zugeht, wenn Einer schuldiger wird, als wie er will und trotzdem er sich so redlich bemüht, der drohenden Schuldverwickelung auszuweichen.

Nicht blos dem äusserlichen Unheil, sondern der Ate selber wollen Oedipus und Orestes aus dem Wege gehen; darum bestürmen sie mit immer neuen Fragen Tiresias und Pythia — und dass der empfangene Rath sie nur tiefer in Irrsal verstrickt, macht solche Schicksalstragödie grade demjenigen doppelt ergreifend, der auch meinen möchte, auf eigene Verständigkeit und Besonnenheit sich doch verlassen zu dürfen.

Schon vor Troja tritt ja Themis erst nach dem Streit unter die kämpfenden Götter: sie greift nicht ein, um das Vergiessen von viel unschuldig Blut zu verhindern — sie kommt, wenn sie überhaupt auf dem Plan erscheint, um harte Sühne einzutreiben für das schon vergossene — wo's nicht gar heisst: wen die Götter verderben wollen, den wissen sie zuvor zu verblenden.

Ohne Mythe: da werden der einen Willensseite von der andern die Augen gehalten, dass keine sieht, was in der Richtung ihrer Strebungen gelegen ist. Gelangt ja doch auch kein „Zweifler“ wirklich zur Ruhe beim skeptischen „Anhalt“. Die dreifache Schnur, die den Vedaleser als sein Adelsbrief unterscheidet vom gemeinen Çudra, muss theuer bezahlt werden vom Dwidja, dem Zweimalgeborenen, der zweimal in's Elend des Lebens getaucht ward, als ein Geweihter, den seine Weihe zweifach elend macht.

Nur in jenem engern Sinne der Gerechtigkeit — nicht der

Vergeltung, sondern lediglich der selbsterzeugten Folge — wahrt auch diese Immanenz des Determinismus den Standpunkt der Freiheit, „also, dass sie keine Entschuldigung haben“: was einer im Grunde nicht will, das kann ihn keiner zwingen zu wollen, keine lockende Situation, kein noch so leise berückender Verführer. Irgendeine Grenze der Widerstandskraft hat jeder; denkbar, wenn auch nicht empirisch nachweisbar, bleibt es, dass auch der höchste Grad von maximengefesteter Unerschütterlichkeit einer Stärke und Wucht von Impulsen begegne, welche ihn überwältigen, und er so auch an sich die Kraft der Mächte erfahre, von denen gesagt ist:

Ihr lasst den Menschen schuldig werden.

Was ein Mann von der Härte Buttler's am Menschen beklagt:

Er ist das Spielwerk nur der blinden
Gewalt, die aus der eignen Wahl ihm schnell
Die furchtbare Nothwendigkeit erschafft,

— bestreitet in tausend Wendungen ein Seneca mit der Behauptung, dass das Schicksal Keinem mehr anhaben könne, als Einer ihm Macht über sich einräume — das gewaltigste Motiv fluthet machtlos an dem vorüber, der nicht darauf „reagirt“ — und dass auch hier „Beide Recht haben“, ist ja abermals nur ein Fragment aus dem ewigen Weltdialog der Realdialektik: *nulli contigit impune nasci.*

Ja, wer durch's Leben gehet ohne Wunsch,
Sich jeden Zweck versagen kann, der wohnt
Im leichten Feuer mit dem Salamander,
Und hält sich rein im reinen Element.
(Wallenstein.)

Denn nur
Wer nichts mehr hofft, nichts — mag gelassen sein
(Geibel's Brunhild.)

oder mit Attinghausen im „Tell“ sterbend die Worte aushauchen:

Der Schmerz ist Leben, er verliess mich auch,
Das Leiden ist, so wie die Hoffnung, aus.

Jene Scene zwischen Max und Wallenstein (im zweiten Act von Wallenstein's Tod) giebt ja die hier möglichen beiden Auf-

fassungen: Max vertritt den schönen Glauben idealistischer Jugend, dass es auch hierbei zuletzt noch abgesehen sei auf ein positives Heil, während der Repräsentant ernüchternder und ernüchterter Erfahrung die Unentrinnbarkeit eines Ergebnisses betont, nach dessen jenseits liegenden Zwecken zu fragen vom Standpunkt der Immanenz ohne Antwort lässt.

Hier ist die souveräne Kritik selber am Ende, weil sie sich das Recht nicht könnte bestreiten lassen, alles irgendwie Transscendente doch wieder nach einer Legitimation für seine Legitimität zu fragen, sosehr diese als eine absolute respectirt sein will, sodass hier das ewig Relative als unversöhnlicher Conflict an sich selber seine subjective Forschungs- wie seine objective Geltungsschranke finden müsste, wenn nicht der Individualismus dem Einzelwillen so viel Absolutheit vindicirte, dass er mit jener vollen Eigenständigkeit dem Welt- und Willensganzen als ein Ebenbürtiges sich entgenstellen kann, in welcher wir Eingangs die Bedingung alles wahren Verständnisses für die Tragik erkannt haben.

II. Der Humor.

1. Das Verhältniss des Humors zum Tragischen im Allgemeinen.

Haben wir am Tragischen eine unmittelbare Wiedergabe des Weltwesens selber, sozusagen einen krystallinischen Ausschnitt seiner Urform, so rückt der Humor diesen nämlichen Willensgehalt in die Intellectualsphäre und verleiht ihm dabei den specifischen Charakter der sogenannten ästhetischen Interesselosigkeit.

Es ist der seinen unmittelbaren Schmerzen entwundene Geist, welcher die Widersprüche der Gemüthserfahrung in die Abstraction erhebt und so jenen zweiseitigen Antinomien des Fühlens und Denkens den Stempel der Seelenbefreiung aufdrückt.

Das macht das Humoristische zum Aesthetischen in des Wortes eminentester Bedeutung, denn es giebt die Wahrheit in der Form des Scheins, während das Einfach-Schöne den Schein in die Form der Wahrheit kleidet.

Zwischen Beiden mitten innestehend und an Beider Natur participirend, erquickt uns das Naive als das Schöne, das um seinen Selbstbruch selber noch nicht weiss und ihn dennoch dem Zuschauer wahrnehmbar schon an sich trägt — hegel'sch paradox gesprochen: seine innere Selbstentzweiung noch ausserhalb seiner selbst hat. Es täuscht sich, nicht andere, wie das Einfach-Schöne — truglos entzückt es wie dieses, aber diess Entzücken ist mit Wehmuth verschmolzen, weil es nur selber die Ungebrochenheit zu

besitzen wähnt, welche in Wahrheit auch ihm nicht innewohnt. Alles, was wir als Naivetät bewundern, ist ein Hervorbrechen dieser unbewussten Willensdoppelheit.

Der Naive weiss nur um die eine Seite seines Wollens — die andere ist ihm verhüllt vom Wahn der Unschuld, — das ist die scheinbare Einheit und Einigkeit, welche es gemein hat mit dem Einfach-Schönen; aber in seinem Handeln offenbart sich, ihm selber unerkennbar, zugleich die andere Seite — das wird der Zuschauer gewahr und zwar unmittelbar als einen Widerspruch — damit ist der Eindruck des Naiven humoristisch geartet. Vermöge seiner *bona fides* giebt also der Naive zwar denselben Schein wie das Einfach-Schöne, aber man kann diesen bei ihm nicht unwahr nennen, weil er selber das einzige Object der Täuschung ist — und vermöge seiner Unbewusstheit bietet er dem Zuschauer die volle objective Wahrheit, aber man kann sie nicht die ganze nennen, weil ihr jenes subjective Moment des klaren Selbstinneseins abgeht, welches erst das Vollwesen des Humoristischen ausmacht. Mit andern Worten: das Naive offenbart das allertiefste Geheimniss der Willensnatur: die in allem Zwiespalt unverlierbare Seinseinheit — verräth dagegen unwillkürlich die trotz allem Schein substantialster Selbstidentität in Jedem vorhandene Wesenszweiheit — sie hat die Selbstentzweiung als ein factisch Zuständliches in sich, welche der Humor als ein sachlich Gegenständliches geistig vor sich projicirt.

So steht das Naive auf der Scheide zweier Welten, und nur des Schicksals Zufälligkeit entscheidet darüber, wohin es in jedem einzelnen Falle zuletzt gravitirt: ob ihm das gnädige Loos beschieden, der Träger idyllischer Friedseligkeit bleiben zu dürfen, oder der Abgrund des Tragischen es als seine allernächste Beute verschlingt.

In jenem Falle verwerthet es der Lustspieldichter als Sujet der siegreichen Unschuld — in diesem entnimmt ihm der Tragödiendichter den Typus der untergehenden Arglosigkeit (Gret-

chen, Ophelia, Otilie). Und nach allem, was wir über das Tragische zu sagen hatten, leuchtet von selber ein, dass keine andere Charaktergattung so unmittelbar zum Object der passiven Tragik prädisponirt ist wie eben die naive. Denn Irreparableres giebt es nichts auf Erden als wie die zerstörte Naivetät. Nicht zwar, als ob sie sich so leicht witzigen liesse — niemand wird später durch Schaden klug, als wie sie in ihrer Treuherzigkeit, die sich morgen noch wieder von demselben Blendwerk verleiten lässt, dem sie gestern erlegen — zuvor muss sie ihr eigenstes Wesen aufgeben, in sich vernichtet sein, d. h. den Glauben an sich selber verloren haben. Deshalb bricht grade sie so leicht in Wahnsinn auseinander — ihr „armes Hirn ist ihr zerstückt“ — ihr Kopf nun einmal nicht dazu angelegt, der Dinge Auseinanderstreben zu umfassen — wohl dehnbar, aber nicht drehbar. Nur die Bornirtheit selber kann die Naivetät für ihres Gleichen halten — sie zu würdigen in dem Geheimniss ihrer unergründlichen Eigenthümlichkeit ist nur Sache erlesener Geister — sie als Kunstgebilde zu schaffen eines der höchsten Vorrechte des Genies, dessen eigenes Wesen es ja ist, sie und ihr Gegentheil gleichmässig in sich zu vereinen.

Deshalb steht denn auch mit einer gewissen Nothwendigkeit, die man noch mehr eine metaphysische als eine blos ästhetische nennen möchte, jedem Gretchen ein Mephisto als complementäres Extrem gegenüber. Denn Mephisto repräsentirt diejenige Form des Humors, welche alles dessen total entleert ist, wessen die Naivetät ganz voll geblieben: der Ahnungslosigkeit des sich selbst nicht kennenden Gemüths.

Jene, keinen Herzenswinkel undurchspäht lassende Reflexion, die über des eigenen Wollens Doppelsinn sich ebenso klar ist, wie sie die geheimsten Selbstwiderstrebungen im fremden Busen durchschaut: sie ist gleichermaassen die Voraussetzung des illusionzerstörenden Spottes, wie der erbarmungslosen Intrigue, als deren Einheit wir uns den Mephisto-Teufel zu denken gewohnt

sind. Darum steht der auf solchem Boden erwachsene Humor schon mit dem einen Fusse ausserhalb des ästhetischen Bereichs — vermöge jenes Plus an Intellectualität, welches dem Minus an Gefühlsfähigkeit entspricht. Die ganz kalte Wahrheit, die alle zum Herzen führenden Fasern durchgeschnitten hat und blos noch Sache des Kopfes ist, entbehrt durchaus jenes Moments des Scheins, ohne welches keine ästhetische Beschaffenheit mehr vorhanden ist.

Das — und nicht, wie man gemeint hat, ihr sogenanntes pathologisches Ingrediens — ist es, was die blosse Satire vom echt ästhetischen Bereich als ein Selbstgeltendes ausschliesst. Innerhalb eines grösseren Ganzen mag ja der Dichter einen satirischen Charakter vorführen und als Hebel seiner Maschinerie verwenden, wie jeden beliebigen andern Charakterzug auch — allein das giebt seinem Werke noch keine humoristische Ader. Hinwiederum aber wäre Aristophanes kein wahrer Humorist, wenn wir nicht empfänden, wie ihm durch allen Uebermuth der lebendig gefühlte Schmerz um das abwärts sinkende Vaterland hindurchzuckt, also etwas, was die akademische Aesthetik noch immer gern als ein pathologisches Element perhorresciren und ausscheiden möchte.

Demgemäss kann uns auch nicht der Grad der Bitterkeit, sondern nur das Höhenverhältniss der Bewusstheit den Eintheilungsgrund für die verschiedenen Formen des Humors an die Hand geben.

Der gutmüthige und der hassgetränkte Humor können sachlich ganz auf der nämlichen Stufe stehen: Jean Paul's weichherzige Milde und Byron's parteigestacheltes Aetzwort sind ästhetisch gleichwerthig, sofern die dialektische Energie weltumspannender Antithesenmacht in Beiden äqual ist.

Beide bestätigen auch in ihren sämmtlichen Werken, dass der eigentlich „weltvernichtende“ Humor des Correlats anmuthreichster Naivetät schlechterdings nicht entrathen kann. Vollends aber bedarf er eines solchen Reservoirs für ein durch keinerlei

innern Bruch geschwächtes Ethos, wo das Pathos im Träger des Humors sich bis in's Aetherhafte verdünnt hat: je bewusster ein Roquairol, desto gläubiger muss seine Liane sein — und je mehr Gemüthsgehalt in all seiner kritischen Skepsis ein Schuppe-Leibgeber sich bewahrt, desto weniger wird die Folie gleich reicher Seelenschönheit auf Seiten der Lenetten vermisst.

Ein Humorist, der sich zur Sentimentalität ganz verständnisslos und damit schlechthin nur ablehnend verhalten würde, fiele zurück in jene Einseitigkeit purer Verständigkeit, welcher die unerlässlichste Voraussetzung wahren Humors fehlen würde, und dem müsste demgemäss sein Platz in einem Zwischengebiet angewiesen werden, wo er ein seiner Wesenshalbheit entsprechendes Halbleben zu führen hätte: mit dem einen Lungenflügel rein logische, mit dem andern Willens-Atmosphäre schlürfend. Solchen Zwittergebilden begegnen wir deshalb ja am häufigsten in den Mittelzonen jener Sorte von Romanen, die zuviel Poesie enthalten, um ein blosser Abklatsch der Wirklichkeit zu sein, aber zu wenig, um für wahrhafte Kunstwerke gelten zu können.

Der „trockene“ Metaphysiker ist als solcher kein Humorist — aber der weiter nichts als trockene Humorist pfuscht als solcher leicht dem Metaphysiker in's Handwerk, indem er nackte Realdialektik vorträgt, statt als schelmischer Puk den ernsten Spuk des Lebens mit dem luftigen Spinnweb logischen Geflatters zu umgaukeln.

Im Kern also sind Tragik und Humor identisch, aber in Auffassung und Gestaltung so entgegengesetzt, wie stoffschwere Materie und die drucklose Elasticität des rein Expansiven.

Als Gipfel alles specifisch Geistigen aber giebt sich der reine Humor darin zu erkennen, dass sich in ihm der Intellect inmitten aller Marter des leidenden Willens von diesem und seiner niederzerrenden Gewalt losmacht und in den Bereich völlig freier Selbstbestimmung hinaufschwingt, indem er, ohne im mindesten etwas von der Intensität seines Fühlens einzubüssen, doch *viâ abstrahendi*

alles unter sich lässt, was er für den Augenblick nicht brauchen kann, weil es entweder in den grade gegenwärtigen Gedankenkreis nicht hineinpasst oder noch mit zu viel erdichter Schwere behaftet ist, um völlig durchgeistet zu werden.

---

2. Pathos und Humor.

Als der Geist sich über die Völker ergiessen wollte, ging er aus von den Zungenspitzen seiner Sendboten, und ein jegliches Volk vernahm die Predigt in seiner eigenen Sprache — denn zu allen hindurchgedrungen war das Innewerden des Weltelends, und wer davon redete ward verstanden, und in jeder Brust klang wieder die frohe Botschaft: „das Ende ist nahe herangekommen."

Seitdem sind in alle Lande die Sendlinge hinausgezogen, wenn auch umkleidet mit anderm Gewande; weil seitdem die Weltsprache eine andere ward, haben sie auch den hellenischen Namen vertauscht gegen einen welschen — sie heissen jetzt kaum noch Missionäre, sondern fast lieber schon Emissäre. Den Nationen tieferer Einsicht dünkt das Osterevangelium nach der Charfreitagspredigt schon eine thörichte Wahneshoffnung, und nur die kindlichen Stämme der zurückgebliebenen, naiveren Rassen neigen noch diesem eine gläubige Zuversicht entgegen.

Die sind auch darin wie die Kinder, dass ihrem Hoffen ein nicht minder starkes Fürchten entspricht — sie stehen noch offen den Schrecken der Hölle wie den Wonnen des Himmels — sie sind noch zugänglich den Drohungen mit dem ewigen Feuer wie den Lockungen mit der ewigen Seligkeit, ob auch der Unsterblichkeitsgedanke selbst den Guten schon mehr Schrecken erregt als Hoffnung.

Jedoch auch Die, so den Kinderschuhen der Menschengeschichte längst entwachsen sind, lauschen so oder so der Ver-

kündigung von dem, was die Welt ist und birgt im Innersten ihres durch und durch wurmstichigen Kernes.

Aber dem Einen wecken die grausen Bilder, welche dem einfacher Empfindenden der Inbegriff alles Entsetzlichen sind, nur die Spottlust eines frivolen Kopfes, und der Andere verlangt, dass die Fäulniss, deren Geruche er doch selber sich nicht verschliessen kann, ihm mindestens von der Muse eines Aristophanes servirt werde, geniessbar gemacht durch den *haut-goût* der Blasirtheit und angerichtet mit den *mixed-pickles* des Sarkasmus.

Ohne einen gewissen Glauben scheint „die Lust am Tragischen“ den Meisten noch immer ein unergründliches Räthsel und sie halten an der Forderung eines „versöhnenden Schlusses“ mit derselben Zähigkeit fest, wie der Gläubige an dem „Postulat“ einer jenseitigen Vergeltung. Das ist die nämliche Halbheit, die im eigenen persönlichen Erleben keiner ganzen, vollen Trauer fähig ist, sondern nur eines interimistischen Vermissens, wonach man in „Wiedersehen“ und Ausgleichung *à la* Hiob um so höherer Freuden gewärtig bleiben will. Dann hat der innere Schmerz allerdings keinen höheren Reiz, als wie wenn einer sich wundes Zahnfleisch drückt und an dem daraus entstehenden Momentanweh seine Freude insofern hat, als er nicht continuirlich daran zu leiden braucht, vielmehr dessen Intermissionen ganz selber in der eigenen Hand und Gewalt behält. In den ausgehöhlten Räumen eines völlig glaubenslosen Gemüths findet allerdings das Pathos keinen directen Widerhall: da springt nur der Grabeston des herzlosen Witzes mit gespenstischem Echo von Wand zu Wand — oder die echteste, weil tiefste aller Humorgattungen muss mit ihrem reinen Aether die Gewölbe solcher Herzkammern klangreich durchzittern.

So findet, jedem Ohre anbequemt, das alte Lied vom alten Leid der Welt allüberall seine sichere Statt: zwiefach einseitig, einmal zweiseitig — in mannichfaltig nuancirter Skala der Tonleiter wie der Tonarten, der Klangfarbe wie der Klangstärke — leise flötend auf dem Fagott der Sentimentalität und wetter-

brausend mit der Posaune des Weltgerichts — klirrend mit der Schellenpfeife des (höchstens hinter den Coulissen weinenden) Bajazzo's und orchesterbaft volltönend im Durch- und Miteinander der Geigen und Pauken, des Lieblich und Stark, des Forte und Piano, des schottischen Dudelsacks neben der Glas- und Strohharmonica, der Maultrommel und dem Orgelwerk, Todtenglocken, die zwischen Castagnettengeklapper erdröhnen, in dem reichbesetzten Concert der Humoristik.

Tragödenpathos und Clownspässe geben jedes für sich nur die halbe Wahrheit — einen „Grundton“ ohne die dazugehörenden „Obertöne“ — der Humor erst legt die spaltende wie gespaltene Stimmgabel hemmend auf die Schwingungsknoten, damit eins zum andern erklinge.

Die Glut der elegischen Klage und die Kühle des epigrammatischen Witzes entbehren für sich allein dessen, was der Harmonienmeister verlangt: die rechte „Temperatur“ des Ineinanderklingens — der Humor erst einet Beides zum Accord des Dreiklangs — der Humorist ist erst der ganze Dichter, wie der Humor erst die ganze Weisheit ist — ein Hermaphrodit sozusagen des Geistes, der von Hause aus in sich vereinigt, was sonst erst die Vermählung zusammenbringt: das sanfte linde Weh des Weibes und den starren eisigen Hohn des Mannes.

Die „Lust am Tragischen“ hat etwas „Gewöhnliches“ — ihr ist selbst das philisterhaft geartete Gemüth zugänglich — der Humor dagegen eignet, als ein *privilegium honorum*, der *élite* der Geister — nur die stark an Geist sind, produciren diess sublimste Destillat aus dem Contact zwischen Wille und Intellect — für Frauen ist das nichts: deren Magen und Lymphdrüsen sind darauf nicht eingerichtet: sie verdauen den bittersüssen Trank nicht und sondern ihn nicht ab — es wäre bei ihnen ja gegorner Kumiss statt Frischmilch.

Vom gradlinig Tragischen ist das Wort der „Lustigen Person“ gesagt: es

> . . sauget jedes zärtliche Gemüthe
> Aus eurem Werk sich melanchol'sche Nahrung,
> Dann wird bald diess, bald jenes aufgeregt,
> Ein jeder sieht, was er im Herzen trägt.

Mancher weint erst dann über sein eigenes Schicksal, d. h. wird erst dann zur Selbstbemitleidung angeregt, wenn er das, was er selbst erlebt hat, in einem Dichtwerk wiedergespiegelt findet —, dann erst kommt ihm zum Bewusstsein, dass er selber Dinge „durchgemacht" hat, die den berühmtesten und am meisten beweinten tragischen Verwickelungen gleichartig sind. Und grade die weniger Gebildeten, welche nicht gewöhnt sind, das eigene Dasein und das eigene Innere sich gegenständlich zu machen, und deshalb, um über sich und ihr Leben klar zu werden (sodass dieses zu einem wirklichen Erleben sich erhöht), am meisten der Hülfe einer solchen äussern Veranschaulichung bedürfen: grade die sehen wir am eifrigsten die Aufführungen sogenannter Rührstücke besuchen. Es scheint ihnen gewissermaassen eine „Herzenserleichterung" zu gewähren, durch so greifbare Hülfsmittel der Selbstobjectivirung zur Selbstbemitleidung zu gelangen, während der wahrhaft Gebildete — der *homo doctus*, der „erfahren, was das Leben sei", weil das Leben selber ihn schulte — vermöge seines geschärften und erweiterten Blicks auch im „täglichen Leben" der Tragödien genug findet und deshalb sein Geld lieber daran wendet, um im Theater aus den Händen der „Kunst" den Anblick von „Komödien" zu empfangen, weil solche von der Wirklichkeit weniger gut pflegen durch- und aufgeführt zu werden. Allerdings gilt diess zunächst nur von der Wirkung des „feineren" Lustspiels, für dessen Beziehungen und Anspielungen ohnehin dem grossen Haufen die Anknüpfungspunkte positiver Kenntnisse und der Uebung in charakterologischer Beobachtung sammt dem Interesse für diese fehlen — allein, dass auch dem niedrig, d. h. anschaulich Komischen die Theilnahme des „Sonntags-Publikums" nicht fehlt, begründet keinen Einwand gegen unsere Auffassung, weil ja die gemeine Posse zum Humor

sich kaum einmal als eins seiner Elementaringredienzen verhält. Wenn aber sein pessimistischer Instinkt das Volk nicht hindert, am „glücklichen Ausgang“ des sogenannten „Schauspiels“ sich zu erfreuen, so bestätigt das nur die alltägliche Erfahrung davon, wie so leicht trüglich auch die meisten instinktiven Gefühle sind — vollends dasjenige, welches seinen Widerpart an dem Urwahn des Grundtriebes in allem „Willen zum Leben“ hat — denn dieser Wahn bedarf denn doch inmitten des realen Jammers zuweilen einer kleinen Auffrischung für seine, sonst leicht an Nahrungslosigkeit hinschmachtenden, Illusionen. Der Mensch will denn doch zuweilen mal sehen, dass der Wille wirklich „seinen Willen kriegt“ — nämlich der Hans die Grete.

Was aber so der gewöhnliche Geist, wenn die Wirklichkeit es ihm versagt, in der Märchenwelt des Dichtens und Glaubens aufsucht: eine Relaxation der extremen Spannung des Daseinswehs, ohne welche das Individuum schliesslich müsste gesprengt werden, sei es im Tode, sei es im Wahnsinn: das verschafft sich der Humorist aus eigener Initiative. Und grade weil ihnen das Vermögen hierzu fehlt, stemmen sich die ewig „trocknen“ Tröpfe mit ihrem bleiernen Ernst wider die Wahrheit des Pessimismus, weil sie sich ohne jene geistige Federkraft fühlen, welche allerdings dazu gehört, um nicht von der Wucht des Wehs und der Erkenntniss desselben unfehlbar geknickt, zerquetscht zu werden. Was die Voraussetzung jeder „objectiven“ Weltauffassung ist, die Fähigkeit, inmitten der Glut sich mit dem kalten Wasser der Reflexion zu überschütten und so das Gefühl in seinem eigensten Bestande mit dem Eis der Abstraction erstarren zu lassen: das macht das Geheimniss der subjectiven Möglichkeit des Humors aus — und darin besteht zugleich das „Befreiende“, indem die „Vernunft“, als das psychologische Organ für Bildung abstracter Urtheile, noch inmitten des Wehs einen abstracten Begriff fasst, welcher entweder ironisch die grade eintretende Thatsache in der Figur der λιτότης ausdrückt oder gradezu dialektisch negirt,

indem er sie unter das abstracte Gegentheil ihres anschaulichen Inhalts subsumirt. Aber nichts wäre verkehrter, als hieraus etwa den Schluss ziehen zu wollen: es werde also der Humor um so „reiner" sein, je weniger vom wirklichen Schmerz noch durchblicke. Solche Annahme führt in ihrer Consequenz zu einer Forderung, der am vollkommensten zu entsprechen eigentlich das charakteristische Wesen der Frivolität ausmacht. Denn diese ist was sie ist eben vermöge ihrer Herzlosigkeit, der nichts mehr von realdialektischer Bedeutsamkeit innewohnt, weil sie so einseitig und gradlinig pathologisch zu Werke geht, wie der einfach boshafte oder rachsüchtige Spott. Soll es aber von dem Gesichtspunkte der ästhetischen Willensruhe aus gerechtfertigt werden, so wird jenes Verlangen zu einer Albernheit, weil es werthlos sein würde, einen nicht mehr vorhandenen Feind überwunden zu haben. Nein, der Humor ist vielmehr um so wirksamer, je deutlicher das Medusenhaupt des Pessimismus durch die Larve des lachenden Narren durchscheint. Mit nichten ist also auch die Wirkung des Humoristischen identisch (kaum von ferne verwandt!) mit der eines platten Hinwegscherzens über die kleinen (oder auch grossen) Misèren des Lebens. Denn der Humorist will ja überhaupt dem Schmerz gar nicht entlaufen — oft genug steigert er ja recht absichtlich das Jammergefühl, z. B. in jeder „Bitterkeit". Der Humorist weiss sehr wohl, dass die humoristische Negativität selber ihr eigenes Ferment ist — eine sich selbst gebärende Hefe — wie ja überhaupt der Pessimismus unleugbar durch die Erkenntniss des Elends der Welt diess Elend selber intensiv wie extensiv vermehrt. (So erscheint es als ein feiner Zug, dass Jean Paul — im „Titan" zu Ende des 89. Zykels — den Schoppe selber gegen die reflectirende Selbstzersetzung eifern und dabei durchblicken lässt, wie dieser sich dem bösen Roquairol im geheimsten Innern grundwesensverwandt fühle.)

Das einfache Gefühl des Tragischen geht in ungebrochner Linie zum Herzen — die humoristische Auffassung bekommt

unterwegs sozusagen einen Knick durch Vergleichung und Urtheil mittels eines Innewerdens des Widerspruchs. Leben und Tod können an Verspätung oder Ausbleiben einer Nachricht hangen — und das ist blos traurig — aber wenn wir hernach gelegentlich am Aushängeschalter eines Bureaus das verhängnissvolle Papier in Gestalt eines vergilbten, weil unbestellbar gebliebenen Telegramms erblicken: dann kommen uns unwillkürlich nur humoristische Gedanken — und mit eben solchen werden wir ein nach drei Tagen gewissenhaft uns ausgeliefertes „Extrablatt“ in Empfang nehmen, mag dessen inhaltsschwere Kunde auch in der uns wiederholten Nachricht vom Ausbruch eines Weltkrieges bestehen.

Das giebt dem Humor seinen subjectiven Charakter — denn es fallen eben nicht jedem solche Nebenbeziehungen ein, welche einer Sache erst die humoristische Beleuchtung geben. So rein objectiv pflegen auch die frappantesten Situationswitze nicht zu sein, dass es nicht in der Hauptsache allemal auf die Auslegung ankäme, welche dem Coincidirenden gegeben wird. Und diese Aperçunatur theilt aller Humor mit seiner spitzesten Pointe: dem Witz — selbstverständlich! — denn nur wo von verschiedenen Seiten zwei convergirende Linien auf einander zukommen und sich kreuzend treffen, kann eine Spitze entstehen — um so spitzer oder schärfer, je mehr sie anfangs im unendlichen Nebeneinander der Paralelle zu laufen schienen. Deshalb ist ein Witz um so wirksamer, je mehr er überrascht, je mehr es aussah, als könnten zwei Vorstellungsreihen ganz friedlich coexistiren — bis unvermerkt ihr „schneidender“ Contact erfolgt — zunächst noch scheinbar so harmlos, dass ein stumpferer Sinn es gar nicht bemerkt und erst davon avertirt werden muss, wie das Ganze doch so unverfänglich nicht sei, wie es sich ausnahm.

Darauf beruht der explosive Effect der heimlichen Witze *(facetiae clandestinae)* welche ihre Pointe sozusagen hinter den Ohren haben und über deren eigentliche Bedeutung darum auch der feinspürigste Geist sich erst einen Augenblick besinnen muss

— (womit selbstverständlich verkünstelte Witze mit gesuchten und schier unauffindlichen Anspielungen nicht verwechselt werden dürfen). Es bleibt dann meistens der Phantasie des Hörenden überlassen, aus sich selber noch jenes Mittelstück combinirend zu ergänzen, welches wie der Zünder am Knallgas die choquirende Kette erst schliesst. Solche Witze enthalten gewissermaassen das Princip des Lächerlichen zwiefach in sich und erschüttern deshalb das Zwerchfell mit verdoppelter Vehemenz — dem Verrathe nicht unähnlich, sofern dieser darin besteht, ein mehrfach verwahrtes Recht zu brechen.

Weil sich aber die Heftigkeit der ganzen Reaction nach der Empfänglichkeit des Reagirenden richtet, so ist es auch einleuchtend, warum niemand lauter lacht, als ein logisch angelegter Kopf mit einem dyskolen Herzen unter sich. Dazu ist es nur die Kehrseite, dass die Weiber, für deren intuitive Betrachtungsweise der Contrast niemals ein so crasser wird, mit leisem Lächeln dem zarteren Kitzel entsprechen, welchen ihnen der mit geringerer Empfindlichkeit wahrgenommene Abstand von der Abstraction erregt. Dagegen wird für sie der Spaass um so grösser sein, sooft umgekehrt der Lapsus aus der Anschauung in's Abstracte vor sich geht. Das scheint sie auch — soweit nicht eine Aversion gegen das vermeintlich Frivole daran störend in's Spiel tritt — den Wirkungen einer wohlgelungenen Parodie zugänglicher zu machen, vorausgesetzt, dass diese nicht grade den entgegengesetzten Weg einschlägt und aus dem Aether der Abstraction in die Erdenschwere des concret Sinnlichen hinunterplumpst. Damit hängt jene besondere Form der Naivetät zusammen, welche nichts davon weiss, dass sie ihren Erzählungen den Beigeschmack eines komischen Reizes giebt, wenn sie die bekannte Regel ausser Acht lässt, dass man im höheren Salonton — wie in der gehobenen Diction des Dichtwerks — lieber mit der leichten Federzeichnung abstracter Andeutungen, als mit der breiten Pinselführung anschaulicher Beschreibung erzählt. Die

Naivetät berichtet treuherzig, sie habe sich noch „erst rasch die Strümpfe angezogen“ — die pretiöse Geziertheit stottert uns etwas davon vor, sie habe „zuvor noch darauf Bedacht genommen, sich unten die Extremitäten vor Erkältung zu schützen“. — Das Abstracte gilt als solches schon für ein Vergeistigstes, der „gemeinen“ Sinnlichkeit Entrücktes — deshalb spricht man von alltäglichen Nothdurftsverrichtungen um so „anständiger“, je mehr man dem Hörenden zu rathen aufgiebt, was denn eigentlich mit so weiten, vagen Ausdrucksweisen in Wirklichkeit gemeint sei. — Abstracta thun dabei die nämlichen Dienste wie Fremdwörter — bis beide selber allzuverständlich werden und man von vorne anfangen muss. So passirte es dem abstractesten aller Abstracta, dem unschuldigen Worte „Verhältniss“, für eine Prinzessin zum verpönten Ausdruck zu werden — und zuletzt kehrt der Kreis in sich selber zurück — man fing damit an, dass man die Kinder „etwas machen“ liess, und heute fragen die Pensionstöchter einander, ob ein „grosses oder kleines Geschäft“ sie hinausgetrieben.

So wohnt dem „Ungefähren“ überall da eine *vis comica* inne, wo es auf alles andere eher als auf das rein Quantitative ankommt — Mathematik und Gemüth haben schlechterdings nichts miteinander zu thun — an der Gruft interessirt uns nur, wer drin liegt — blos den Todtengräber geht es an, wie viel Cubikschuh Erde er dabei aufzuwerfen hat. Deshalb ist in jener Travestie die Zeile „und der Todtengräber gräbt ein ziemlich grosses Grab“ von so unfehlbarer Wirkung. Wer uns erzählt, „einer seiner Verwandten“ sei gestorben, verlangt sicherlich von uns keine Beileidsäusserung — denn das Beziehungslose des Ausdrucks sorgt schon dafür, dass jede etwa *in petto* gehaltene Sympathie von etwas Herzenswärme zum voraus abgekühlt wurde unter der Douche der beabsichtigten Unbestimmtheit. Bisweilen genügt schon das entbehrliche Hinzufügen eines unwesentlichen Epitheton oder eines an sich Gleichgültigen dazu, ein komisches

Colorit aufzutragen, dessen Farbenton aber sofort in's ergreifend Humoristische sich vertiefen lässt — oder wer könnte z. B. dem Eindruck widerstehen, den Fritz Reuter damit erreicht, dass er uns sagt: im Vorzimmer des sterbenden Herrn hätte weinend der alte treue Diener gesessen — mit dem Putzen der silbernen Gabeln beschäftigt — und wenn dem Aehnliches bei Jean Paul nicht ganz so mächtig packt, so liegt das nur daran, dass dieser Humorist seine eigenste Domäne in der höhern Dialektik der Ich-Philosophie hat und selber nicht naiv genug ist, um der Selbstwirkung des Vorgetragenen fest genug zu vertrauen — er verdirbt sich das Besste an der Entwickelung seiner Gestaltungen von echtestem humoristischen Typus manchmal selber blos dadurch, dass er — obzwar immer noch mit zartem Tact, doch allzu merklich — den gewonnenen Contrast ausdrücklich noch als solchen uns glaubt markiren zu müssen. (Wozu jener Secundaner ein Seitenstück von hochkomischer Naivetät oder von raffinirt sein wollender und dennoch ihr Ziel verfehlender Malice lieferte, als er es nöthig fand, einem Satze in Klammern beizufügen: „Diess soll Ironie sein" — weil ihm einst gesagt war, wenn er witzig sein wolle, so müsse er diese Absicht allemal dabei schreiben, sonst merke man es nicht.)

Insofern behält es also seine Richtigkeit, dass der Humor als Kunstform in Jean Paul noch nicht seinen vollendeten Meister gefunden hat. Wenn freilich dazu ausreichte, dass ein hoher Grad von Herzenswärme mit entsprechender Klarheit des Kopfes sich verbände, dann hätte Jean Paul in hinlänglichem Maasse über diese beiden Bedingungen verfügt — aber woran es hie und da fehlt, das ist das geheimnissvolle Timbre der rechten Verschmelzung — das Herz ist ihm bisweilen allzuweich und die logische Schärfe nicht schneidig genug: in seinem Sarkasmus müsste das Gift manchmal concentrirter, das Gemüthsleben angespannter und weniger verschwommen sein. Am umgekehrten Fehler leidet an Stellen der Humor H. Heine's, wo sein Denken

zu semitisch und sein Fühlen zu wenig deutsch ist. — Das abstracte Maass der Intensität ist nicht das, worauf es ankommt — sonst wäre ja das lauteste Pathos des blos declamatorischen Heldenthums auch die adäquateste Sprache der Tragik in jeder ihrer irgendwie heroischen Formen. — Nein, der Humor will nach verschiedenen Gattungen verschieden gestaltet sein — denn jede Art heischt andere Gesetze: im Sarkasmus muss die Kopfstimme vorklingen, in der blossen Ironie die Brusttöne — je greller die blitzenden Lichter des Witzes herüber- und hinüberzucken, desto angemessener ist es dem Gefühl der Bitterkeit, wo ein solches zum Ausdruck drängt — aber es giebt auch sanftere Weisen, für die schickt sich nur ein beinahe ausschliesslich innerhalb des Gemüths verbleibendes Ringen der Gefühle untereinander. Im alten Kampf zwischen Kopf und Herz bändigt der stoische Held das aufwallende Begehren mittels der kalten Vernunft — und der Wille, der die Leidenschaften niederhält, hat die nämliche Grösse wie diese selber — aber wer das ungestüme Verlangen beschwichtigt mit den Waffen der Persiflage, gewährt nach aussen g a r k e i n S c h a u s p i e l — denn aus dem Dramatischen hat sich der Vorgang in den Bereich des Lyrischen zurückgezogen, ohne deshalb von der Natur voller Gegensätzlichkeit das Geringste eingebüsst zu haben — sei es, dass das „wider sich selbst gekehrte Gemüth“ mit H. Heine schöne Gefühle durch niedere bezwingen will, indem der Spötter sich ignorirend abkehrt vom überbrodelnden Gefühlskessel in der eigenen Brust, sei es, dass das Kleine in's Grosse und Erhabene verklärt wird, wie meistens bei Jean Paul. Immer aber giebt sich der Humor als eine Grunds t i m m u n g zu erkennen, zu welcher die Beigaben des Intellects sich nur als „dienende Geister“ verhalten. Der Humor gleicht darin der Balgerei zweier sich im Grunde zärtlich liebenden Brüder, die in einunddemselben Bette liegen, deren Einer aber thut, als wolle er von dem Genossen nichts wissen, und ihn unablässig neckt. Deshalb entsteht Humor grade bei

denen so häufig, die sich ihres eigenen Gemüths gewissermaassen schämen. — Mancher ärgert sich ja wirklich über das eigene Gewissen und schilt mit ziemlichen Ernste darauf, dass er das „dumme Ding“ von Herz nicht loswerden könne — hasst gewissermaassen sein besseres Selbst und schmählt es, weil er dadurch bei den Gelüsten seines niedern Ich sich genirt fühlt — wie einem in verdriesslicher Stunde auch der liebste Schlafgenoss unbequem werden kann, weil er daran hindert, dass man sich ausstrecke, wie man grad' möchte. — Der „Geist“, der kritisch ungläubige und wegraisonnirende, „kriegte das Gewissen vielleicht herum“, aber das Gemüth will's nicht dulden — und wenn die Ringkämpfer beide stark sind, so dringt ihnen das Gestöhn laut genug aus der Brust — und solch ein Duett giebt dann 'nen humoristischen „Einklang“ — bald grunzend wie schmunzelndes Gekicher, bald röchelnd wie das Geächze weltstürmender Titanen — bald keuchend wie die abgestossenen Laute eines an sich selber zerrenden Zwiegespanns. — Was wunder, wenn in solchem Gezappel liegende Seelen herumfuchtelnd grade denen wehe thun, ja *scheinen* wollen, als ob sie absichtlich wehe thäten denen, welche sie am liebsten haben? Wer nie aus tiefstem Herzensgrunde an einen liebenden Gott geglaubt hat, wird ja auch nimmermehr ein Religionsspötter — und wer nie gewünscht hat, sich voll und ungetheilt einem optimistischen Glauben hingeben zu können, wird ja auch niemals ein Pessimist von energischer Beredsamkeit des Humors sein, noch werden können — denn der blos polternde Grämling besitzt die Ader gar nicht, aus welcher dieser Doppelstrom von flüssigem Gold und träg sich wälzendem, doch nicht minder glitzerndem Gletschereis quillt — wer nie gewusst, was es heisst, berechtigte Erwartungen durch's Leben zu tragen, um sie alle vereitelt zu sehen: der bleibt auch jener Bitterkeit verschlossen, deren ganze Adstrictionskraft nur der nämlichen *Gerb*säure innewohnt, deren ausschliessliche Productionsquelle grade ὁ δαρεὶς ἄνθρωπος ist.

Wie der Heidenbewohner seinen Buchweizensamen in die aufgewühlte heisse Asche seines Torfbodens streut, so ersetzt dem Humor das Ausroden letzter Hoffnungsstümpfe die Arbeit des Pfluges — die Lache der Verzweiflung ist ja nur ein Ton aus seiner instrumentenreichen Symphonie, wo selbst noch das schrille Springen einer Saite dem Ensemble dient — vollends wo es das Innewerden des Gegensatzes ist zwischen besstbegründeter Hoffnungslosigkeit und leeren Trostgründen, die wir selber oder andere uns vorhalten: dann staut solch krampfhaft Hohngelächter über den haltlosen Wahn, dem es doch eine Minute gelang, uns einzulullen, den Strom unserer eigenen Thränen — und nach dem Gekrach der ersten Eruption sickert die Lava noch nach aus den aufgerissenen Spalten des Erdreichs — das ist die „desperate" Lustigkeit, von der ich „irgendwo" gelesen, sie „werfe die Goldstücke ihres Witzes hin mit der Gelassenheit eines verzweifelnden Spielers".

Der Sarkasmus gleicht ja auch darin dem beizenden Höllenstein, dass er an den geätzten Stellen eine schützende Krustenbildung zurücklässt — darunter schmerzen doch die geschundenen Stellen weniger, die uns mit Nadelstichen aufgerissen sind — auch das ist ein Mittel hart zu werden, weil man ganz mürbe gemacht war. — Wie mancher verbreitete eine künstliche Verdunstungskälte um sein siedendes Innere — und erlebte Eigenthümlichstes, wenn nun der tiefgefrorne Panzer Stücke absprengte von seinem felsenharten Sein — die schwemmte unvermerkt die abwärts gleitende Moräne auf entlegene Gefilde — und staunend entdeckt das weltdurchschweifende Gemüth in nie betretener Fremde erratische Blöcke, die in winterlichen Perioden sich losgemacht unter dem schimmernden Firn seines erkaltenden und regelirenden Schneehaupts — weit hingetrieben auf schwimmenden Schollen. Ein unvergleichliches Gefühl: so ein Stück des eigenen Herzens wiederzufinden, wo man es mit keiner Ahnung vermuthet hatte.

Das Gegentheil davon bilden jene Infarcten des Gemüths und allerlei lyrische Obstructionen, die zum Theil nur den aller-



drastischesten Purgativen weichen — deren Anwendung aber bringt die Gefahr einer Darmzerreissung oder -Verschlingung mit sich — und solche endet bekanntlich im erbarmungslosen — *Miserere!* wenn nicht ein zeitig beigebrachtes Vomitiv auch das *taedium* beseitigt mit antiperistalischen Bewegungen der *intestina animae.*

Oft berühren sich Pathos und Humor nahe genug — sind sie ja doch im Inhalt oft genug identisch und nur die Form ist eine andere. Eigentlich streift schon jede indirect ausgedrückte Klage das Gebiet des Humors — und Ironien sind uns ja so geläufig, dass sie als solche manchmal gar nicht erkannt, d. h. bewusst, werden, wenn man sich nicht ausdrücklich darauf besinnt, dass diese „tropische" Wendung vorliegt. Man hat behauptet: in der Bibel fänden sich keine Witze,*) und beschränkt fromme Seelen konnten meinen, das sei schon Beweis genug, dass allem Heiligen das Komische fernzuhalten sei. Aber gewissermaassen ist schon Hiob's bekannter Fluch von humoristischem Charakter — nämlich sofern er der gewöhnlichen Auffassung schnurstracks zuwiderläuft — und wir brauchen nur zu sehen, wie Swift diesen Text zu seiner jährlichen Geburtstagsandacht nahm, um die enge Nachbarschaft zwischen Pathos und Sarkasmus gewahr zu werden — die contrastirende Folie ist ja an der gedankenlosen Weise gegeben, wie die Lebensgier des unverbesserlich optimistischen Vulgus die Wiederkehr des Datums seiner ersten Athemzüge begeht. Ein Gegenstück hierzu aber von gleich durchsichtiger Typik bietet uns Einer, der beim Begräbniss des Geliebtesten Freudenthränen vergiesst — weil es doch noch ein sogenanntes „ehrliches" geworden, „schön" und „stattlich" — was wiederum erinnert an die manchmal recht heikle Spitzbuben-Ehre, die keineswegs überall darf ironisch verstanden werden; sie ist eben nur *sui generis* und duldet es z. B. nicht, dass Einer sich um 50 Thaler

*) Neuerdings ist jedoch ein Vortrag erschienen, der „Humor und Christenthum" zusammenstellt, von Dr. E. J. Meier. Leipzig 1876.

in den Dienst der Vigilanten- und Detectiv-Polizei stelle und so — an ehemaligen Genossen zum Verräther werdend — seinen „ehrlichen Namen“ drangebe.

Der specifische Inhalt des Humors ist nämlich das Taxiren des Lebenswerthes — und diese Abschätzung an dem Maassstab von Werthen, die selber als nichtig sich darstellen, macht die Eigenthümlichkeit des humoristischen Preiscourants aus — wie das schon bei Aristophanes zu erkennen ist, der einen Todten die Rückkehr in's Reich der Lebendigen als Inbegriff alles Abzulehnenden behandeln lässt, — aber, wie es diesem Meister vom Stuhl in der Humoristenloge zukommt, in der Form allerschneidendster Doppelironie, sodass diese Blosslegung des innersten Grundgedankens alles Humors grade durch ihre Unscheinbarkeit doppelt wuchtig wirkt: es erklärt nämlich jener Todte („Frösche“ nach Droysen, v. 177), er wolle lieber wieder aufleben, als unter einem bestimmten Preise (also reflectirt er doch noch auf solchen, das ist das pointirt Realdialektische daran!) ihm angetragenes Gepäck in die Unterwelt mitnehmen. Und auf Seiten der Tragiker steht dem Spötter darin — auch eine Ironie scheinbarer Zufälligkeit bei innerlich unabweisbarster Nothwendigkeit — eben derjenige am nächsten, den er sonst als Antipoden am erbittersten bekämpft: Euripides.*)

Und „die Unsterblichen“ selber kleiden ihre Weisheitsgaben in diese Hülle des Unerwarteten — man vergleiche nur, was Cicero im *„epilogus“* zum ersten Buch seiner Tuskulanen zusammengetragen hat aus griechischen und römischen Autoren: Jammern um's Geborenwerden — Glücklichpreisen ob des Gestorbenseins — das ist schon „verkehrte Welt“ genug, um für humoristisch gelten zu können.

Humoristisch ist es ja sogar, wenn die Götter den Sterblichen „zum Bessten haben“ — eben damit, dass sie ihm höhnisch

*) Vergl. im Jahrb. d. Pädagog. zu U. L. Fr. in Magdeburg 1859 eine Zusammenstellung von Hasse, zu Ende geführt 1870.



seine Wünsche erfüllen; wie oft treiben sie es genau ebenso mit uns wie die Dummheit unserer Domestiken im Winter, die wir schelten, wenn sie uns bei Thauwetter die Zimmer unerträglich überheizen, ganz mit der nämlichen Trägheit *(vis inertiae)*, nach welcher sie aus unzeitiger Sparsamkeit bei klingendem Frost uns die Glieder erstarren lassen in unzureichender Erwärmung — und wie die uns entgegengrinsen: „Sie haben doch befohlen, ich sollte mehr einlegen“: so höhnt auch das Schicksal, wenn es uns mit den extremen Gegensätzen zu dem soeben von uns Beklagten zusetzt, uns an: „so hast Du es ja gewollt und verlangt“ — natürlich: „was man in der Jugend sich wünscht, das hat man im Alter die Fülle“. Die lieben „gnädigen“ Götter geben ja überhaupt gern mehr als der Mensch verlangt — braucht er z. B. 'ne Amme, um das Leben eines Kindes zu retten, so bekommt er für dieses noch Ungeziefer in den Kauf — wenn nicht gar Syphilis — und wer das nicht als solchen Spott auf sein eigenes Begehren aufnimmt, der hat eben gar kein Organ für den Humor.

Dem schlechthin Ungläubigen, der niemals an Götter geglaubt hat, bleiben die schärfsten Stacheln der Blasphemie unfühlbar — eine absolute Frivolität ist ein Unding — sie muss mit ihren Wurzeln den Boden des Idealglaubens wenigstens berühren — nur aus diesem Widerspiel kann sie überhaupt Nahrung saugen — denn Prutz hat recht, wenn er in einer seiner literar-historischen Vorlesungen (über Swift und seine englischen Zeitgenossen) geäussert hat: einerseits glaubt ein Humorist wie Goldsmith an die unverwüstliche Güte des menschlichen Naturells, andererseits aber muss auch im Humoristen das souveräne Ich die Kraft haben, Gott und Teufel zugleich zu empfinden. — Deshalb ist es ein Humor von classischem Ektypus, was vom König Theodor von Abyssinien erzählt wird: er hielt dem ägyptischen Patriarchen, als dieser ihn in den grossen Bann gethan hatte, die Pistole unter die Nase mit den Worten: „Heiliger Vater, gieb mir Deinen Segen!“

Gewissermassen trifft jeden Humor, was man gegen die Tragikomödie hat geltend machen wollen*): sie sei eine ästhetisch unberechtigte Zwittergattung, weil nicht blos Einheit der Handlung, sondern auch die der Stimmung gefordert sei — man wolle nicht „ein *monstrum biceps* mit einem elegischen und einem satyrischen Kopf“ — allein solchen Janusschädel hat ja wesentlich jeder Humor, und wenn die Aesthetik ihr Verwerfungsurtheil auch damit begründen will, dass jede derartige Schöpfung in der Composition eine Missgeburt darstelle, so hat sie sich zuvor zu fragen, ob es denn etwa ein zufälliger Mangel sei und nicht vielmehr im Begriff dieser Gattung liege, wenn die Werke Jean Paul's eine harmonische Gliederung nicht darbieten.

Immer wieder hält man uns dann die allerdings glatt genug ausgefeilten Kunstwerke des Aristophanes vor — bleibt uns aber dafür den Beweis schuldig, dass diese wirklich ein *Non plus ultra*, die denkbar höchste und vollendetste Form des Humoristischen darstellen — es liesse sich fragen, ob nicht grade vermöge der unbehaglichen, nicht in den sogenannten „reinen“ Kunstgenuss rein aufgehenden Stimmung, welche sie hervorbringen, (ohne jedoch in eine blos pathologische Wirkung gemeinsten Sinnes hinabzusinken) die Tragikomödien ein recht naturwahrer, ja man möchte sagen: eigentlich der alleradäquateste Reflex des Weltbildes sind.

Der Humor hat ja das mit dem Evangelium gemein: den Thoren eine Thorheit zu sein — muss sich's also wol gefallen lassen, von den „Gesunden“ immer wieder auf seine Verwandt-

---

*) Vergl. u. A. Rud. Gottschall in den Bl. f. liter. Unterh. 1868, Nr. 47, über Troilus und Cressida gegen Eitner im Shakespeare-Jahrbuch. Solche Vorwürfe gelten nur gegen die *comédie larmoyante*. An dieser allerdings mag man erkennen, wie wenig blosse Gemenge mit Einheiten dürfen verwechselt werden. Solche Mischgattungen sind in der That weder Tragik noch wirklicher Humor, so wenig wie ein weissundschwarzes Schachbrett eine graue Fläche. Das eigentliche Symbol des Humors ist das Helldunkel, mit welchem auch die Malerei am Realdialektischen participirt.

schaft mit dem Wahnsinn angesehen zu werden. Thatsache ist wenigstens, dass die sogenannten „Verrückten“, in deren Seele sich die Welt ja in verzerrten Linien spiegelt, uns oft durch Aeusserungen abgründigsten Humors überraschen — und wer kein Herz hat für diese Aermsten unter den Armen, wer nicht das Doppelwesen der Melancholie durchschaut: dem muss auch der Sinn abgehen für die „grotesken Gedankensprünge“ des Humors, die so ansteckend wirken können, dass seit Jean Paul fast unwillkürlich selber humoristisch wird, wer über den Humor denkt und schreibt — es sei denn dass er zu jenen Geisteshassern gehöre, die überhaupt dem Humor gegenüber nichts als idiosynkratische Aversion empfinden.

Der Wahnsinn selber ist ja die Verkehrtheit im Wahren — der Humor giebt das Wahre an der Verkehrtheit und die Wahrheit des Verkehrten — somit die unmittelbarste Selbstverwirklichung der Realdialektik, als welche ja grade das Widersprechende als das eigentlichste Kriterium der Realität zu Ehren bringt, indem sie das Verkehrte als das wirklich Wahre und alles Wahre als ein in sich Verkehrtes erkennen lässt und soweit zu einer idealen Geltung (Anerkennung) bringt.

---

3. Die objective Grundlage des Humors.

Seinen eigentlichen Platz hat der Humor am Endausgange des vollendeten Pessimismus, dessen Herzkammer die Tragik bewohnt. Mit dieser theilt er sich in den Inhalt des Pessimismus: sie kehrt daran die Schmerzhaftigkeit, er die innere Nichtigkeit hervor. Er weiss: wo nicht alles verkehrt fällt, geht es nicht richtig zu nach dem Lauf der Welt, und wenn endlich einmal das lang Erharrte kommt, siehe, so ist es damit auch nichts —

denn mit all unserm Warten erwerben wir ja doch nichts als nur immer neue — Anwartschaften.

Näher zugesehen, ist ja jede Stunde nur das Stück eines Gliedes aus jener Kette interimistischer Episoden, die sich zu dem zusammenreihen, was wir ein Menschendasein nennen. Der Faden aber, der solche Thränenperlen zusammenhält, ist der nämliche Idealismus, der auch den Pessimismus lässt zu hohen Jahren kommen. Wer sich von Idealen trennen kann, ist alsbald geheilt und zählt hinfort zu den „Gesunden". — Aber in dem ist von Stund an auch der Geist todt und aus ihm redet nichts mehr als der besinnungslose Wille.

Doch diesem selber ist's wesentlich, aus sich immer neue Ideale zu erzeugen — diesen aber, wie allen echten Ausgeburten des Willens, ebenso wesentlich, untereinander unverträglich, unvereinbar zu sein — schon insofern, als wir alles, was wir geniessen wollen, zuvor der Zerstörung preisgeben müssen. Wer den Duft der Rose sein nennen will, muss diese pflücken, dass alsbald das frische Blatt hinwelkt und der Wohlgeruch hinstirbt in Fäulniss, damit auch an ihr Recht behalte dieselbe Realironie, nach welcher anderwärts der energischeste Lebensdrang sich das gebrechlichste Gefäss aussucht und die Adonis- und Herkulesgestalten die Seelen von Schlappmicheln und Erzlumpen bergen. Je impotenter die *vis pariundi* wurde, desto vehementer geberdet sich der nervös-hektische *pruritus* — und für die Aussaat künftiger Geschlechter sind nicht die nutrimentenreichsten Leiber die gesuchtesten, sondern die mit den Incitamenten jederlei Kunstdüngers übergeilten. Leibarme Choleriker wurden zu Herren der Welt und im Reiche der Ruhe des Phlegma trat die Würde an die Indolenz den Thron ab.

Und wie sich der Physiolog C. Ludwig entsetzt vor der „Verruchtheit" einer Teleologie, die sich mit der würdelosesten Zerstörung ihrer herrlichsten Gebilde in ihr eigen Gegentheil verkehrt, so presst dem edlen Psychologen Jessen die Fülle seiner

auch ausserhalb des Irrenhauses gemachten Erfahrungen das furchtbar bittere Wort ab: für manchen scheint die Vernunft nur das Vermögen zu sein, unvernünftig handeln zu können — und dieser ist damit fast so unversehens wie unwillkürlich auf den Boden des Humors selber hinübergetreten.

Denn was ist dieser anders als solch eine Stimmprobe mit dem dialektischen Dreiklang der Negativität, ein Accord aus der Katzenmusik der Weltharmonie? So schreit das ob unartigen Gebrülls bedrohte Kind: „ich bin ja schon still!“ und empfindet gleichzeitig, dass sich als Tortur der Grausamkeit anfühlen kann, was als Gnade der Langmuth gemeint war: das Verziehen mit der Strafe als deren Verdoppelung, weil die Weichheit falscher Liebe sich umsetzt in die Härte eines echten Egoismus. „Leider ist es nicht gefährlich!“ seufzte ja allen Ernstes jener, der gewünscht hatte, ein schweres körperliches Uebel möchte ihm Befreiung verschaffen von Verpflichtungen, die ihn noch lästiger däuchten — und den Hypochondristen tröstet man mit den Worten: „viel Leiden sind noch immer ein Glück zu nennen“, weil grade die Mehrzahl seiner Beschwerden hindert, dass sie sich zu Einem Drohniss concentriren, also noch keines ganz schlimm ist.

Die Garküchen Bagdads, von denen es Andree's Globus berichtete, sind ja auch nicht die einzigen Stätten, wo einem der Hunger damit gestillt wird, dass man ihm den Appetit verdirbt; in mancherlei Variationen weiss die Geschichte der Liebe davon zu erzählen, wie es oft bei deren Genüssen nicht anders zugeht. Und wen es gelüstet, die Physiognomie der Weltironie in noch frappanteren Zügen zu studieren, versenke sich in den Anblick der Grimassen, welche jedes abgezwungene Vergnügtsein begleiten — am verzerrtesten grinsend, wo gute Absicht mit einer Caprice zusammengeräth. Dass hinwiederum die sogenannten „kleinen Freuden“ ihrer wahrer Geltung nach die grössten sind, ward schon ein „triviales Paradoxon“, wie dieser Ausdruck selber schier schon zu einer „paradoxen Trivialität!“

So weist uns der neckische Riesenzwerg Humor überall kichernd hinab in das Zwielicht seines Helldunkels in den unterirdischen Schachten, wo das Gold noch nicht glänzt, welches aus diesen Gruben zu Tage geschafft wird. Ihm wohnen Vater und Mutter in jenen Grabeshöhlen voller Kenotaphien, wo die Negativität alles Endlichen sich verwirklicht daran, dass das ewige Individuum und das Ewige als Individuum oder das Ewig-Individuelle seiner Vergänglichkeit Huldigung leisten muss. In ihm steht der Wille ebenso sehr im letzten und doch nie zu Ende geführten Ringen der Bejahung, wie im Anfang der doch nie wahrhaft begonnenen Verneinung seiner selbst, und ob er dieser oder jener angehöre, ist eine Frage, die nicht weit abliegt von jener alttheologischen Controverse, ob die Höllenfahrt Christi dem Stande der Erhöhung oder dem der Erniedrigung beizuzählen sei.

Als das in den „Begriff" übersetzte Gegenbild und Complementärstück zur Gefühlswirkung des Tragischen, vermag der Humor zwar das gesammte Nicht-Ich zu „negiren" — aber dem Ich selber zur real-factischen Erlösung zu verhelfen, dazu kann allerdings nicht langen, was selber seinem Wesen nach nur ein ideell-abstractes ist. Erreicht wird ja selbst im Sinne Schopenhauer's mit aller Verneinung des Willens nicht mehr als mit dem Umstülpen einer Nachtmütze: wo was war, ist zwar nichts mehr — aber es ist nur auf der andern Seite: nach aussen gekehrt, was innen, nach innen, was aussen war.

Der Glaube an Erlösungsmöglichkeit ist ja selber ein Stück titanischen Jugenddranges. Dem Optimismus der Kinderzeit, der sich mit den gehofften Wonnen der nächsten Stunde über die empfundenen Schmerzen der gegenwärtigen hinwegtäuscht, folgt das erste instinktive Innewerden der Selbstentzweiung des Willens in der naiven Intuition der Melancholie des Ephebenalters. Das wandeln die Jahre aufquellender Manneskraft um in den umgekehrt bacchischen Enthusiasmus festen Vertrauens: die Welt

müsse sich von Grund aus überwinden und *radicitus* vernichten lassen. So schwärmten nacheinander in ihren Jünglingstagen Arthur Schopenhauer, Eduard von Hartmann und Philipp Mainländer, bis auch diesem Trunkensein von der Idee der Vernichtung die Ernüchterung folgt. Dann entbindet sich endlich der Schmerz auf dem Wege der Resignation zum Humor — und wie des Meisters Werke um so humoristischer geworden, je später sie entstanden, so lässt sich von seinen echten Jüngern ein Gleiches erwarten. So war, nach Schopenhauer's geistreichem Ausspruch, der spätere Jean Paul der negative Pol zum positiven Goethe, und man darf wol schon unter allgemeiner Zustimmung hinzusetzen: Beethoven zu Mozart.

Jene turbulente Jugend gedachte eben den Himmel zu erstürmen: sie suchen auf dem Wege höchster Unruhe die ersehnte Ruhe zu erlangen: *intranquille tranquillitatem, inquiete quietem.* Die Ruhe selber ist als Ziel vor ihnen die Peitsche in und auf ihrem Rücken — von dieser Lockung lassen sie sich rastlos vorwärts hetzen, bis sie der Täuschung inne werden, dass es doch so nicht gehe — und indem sie den Widerspruch gewahr werden, der auch hier wieder zwischen Mittel und Zweck besteht, erwachen sie zur Selbstbesinnung des Humors, die ihnen die Augen öffnet über das widersinnig-komische der Situation, in die sie blindlings hineingerannt.

Von dieser Seite betrachtet, ist also der Humor das zu sich selber kommende Unvermögen wirklicher Verneinung, das sich in Folge dessen auf die Möglichkeit ideeller Selbstnegation resignirt, als welche eben die Negativität zur humoristischen macht, ist die äusserste und einzig erreichbare Emancipation von jener in's Blut gegangenen Melancholie, welche sich praktisch — auch vermöge der von ihrem Wesen unzertrennlichen Reizbarkeit — als die *inquietissima inquies* geberden muss, weil sie trotz und über allem Grübeln über die Allgemeinheit des Weltleidens doch

niemals dazu gelangen kann, auch nur auf's nächste Specialunglück sich wirklich gefasst zu machen.

Der jugendliche Wille wusste seine Schattenziele so vielfarbig anzustreichen mit der buntscheckigen Mannichfaltigkeit seiner Sehnsuchten. Deshalb hielt es schwer, das alles zu verwaschen und zu verwischen in's monotone Grau sieghafter Abstraktion. Aber wenn sich alles Colorit und Incarnat schon verblichen zur Farblosigkeit so schemenhafter Kobolde wie des Greisen Leidenschaften: Geiz und Eitelkeit sind, dann hat der Geist leichteres Spiel, alles Wollens tiefinnerste Hohlheit blosszulegen — denn diese letzten tanzenden Funken am verglimmenden Docht tragen ja die Negativität und Inhaltlosigkeit ihres Wesens offener und ehrlicher zur Schau, als die voraufgegangenen Genüsse blutwärmeren Lebens — sind also des Humors allerbequemste, selbstdargebotene Beute — das Thema unerschöpflicher Sarkasmen, die man den Dingen selber nur abzuschreiben braucht, um von Realwitzen zu sprudeln.*)

Von der Höhe dieses Gesichtspunkts aus in's Auge gefasst, verfällt denn auch der abgründige Ernst der Askese selber der nämlichen Negativität.

Denn was braucht's der kindischen Thorheit, Leiden aufzusuchen, um daran der Nichtigkeit des Daseins, der Negativität des Glücks noch gewisser zu werden, wenn diese schon auf anderem Wege hinlänglich erkannt und durchschaut ist? Verneinung für den Z w e c k des Daseins auszugeben und demgemäss freiwillig sich in Schmerzen hineinzustürzen, ist nur der umgekehrte Eigensinn des Glücksjägers und in den Augen des Humors das gleicher Beurtheilung zu überantwortende Pendant zu diesem.

*) Alle aus Missverständnissen entstehende sogenannte Situationskomik giebt das gleiche Bild in die Wirklichkeit tretender Widersprüche. Denn da thut ja der irregeführte Wille fortwährend etwas anderes, als was er im Grunde will — und je mehr es auf einen Schein hinausläuft, dass er, was er thue, auch wirklich wolle, desto mehr ist ja der ästhetischen Verwendung bereits vorgearbeitet.



Denn freilich: Götterrespect kennt der Humor so wenig, dass er nicht einmal seine eigene Souveränetät respectirt, sondern schliesslich über sich selber hinausweist in Höhen, wo auch sein freies Spiel dem allgemeinen Verachtungsdecret erliegt, wie die äussersten Consequenzen gewisser Buddha-Secten zuletzt sogar des willenverneinenden Denkens (nicht blos des denkenbejahenden Willens) Verneinung fordern. Denn es sind gar wohl humoristische Selbstpotenzirungen des Humors denkbar, in denen dieser sich selber persiflirt dadurch, dass er das Wesen des Humoristischen selber zum Gegenstand humoristischer Ironie macht. (Nur darf er dabei nicht sich selbst und seinem eigenen Principe untreu werden, wie es z. B. manchmal geschehen, wo man versuchte, einen Jean Paul zu hyperjeanpaulisiren und so einfacher Lächerlichkeit preiszugeben. Soweit sich dergleichen nur gegen das sentimentale Element in Jean Paul kehrt, gehört es ja der simpeln Ironie an — aber ein Anlauf zu der vorher angedeuteten, absolut nihilistischen Selbstaufhebung des Humoristischen schien in Nr. 1280 der „Fliegenden Blätter" genommen, nur dass sich das dort Gelieferte dem Eindruck der Frivolität nicht fern genug hielt, was die wahrhaft humoristische Wirkung nicht nur beeinträchtigt, sondern dieselbe schlechthin zerstören muss.)

---

4. Weltrésumé des Humors.

Nachdem wir uns von Schopenhauer den Weg hatten weisen lassen, am Komischen, das er als Discrepanz von Anschauung und Begriff erkannte, das Antilogische herauszukehren, und demnächst auf eigene Hand versucht haben, diess auch metaphysich an die Selbstentzweiung des Willens anzuknüpfen, mag uns nach so viel Gedränge bitteren Ernstes ein luftigerer Exodos gestattet sein und unsere Betrachtung in einem spaasshaften Epilog zum Schluss

und Abschluss mit einem humoristischen Pointenzaun zu umfrieden.

Denn der als Wissenschaft noch immer für vogelfrei angesehenen Realdialektik darf es lächerlich erscheinen, wenn die pedantische Schuldoctrin in ihrer bleiernen Schwerfälligkeit schon so weit geht, Zeitschriften für „wissenschaftliche“ Philosophie anzukündigen — als ob es eine wissenschaftslose überhaupt noch geben könnte. Aber wir, die mit solchem Zusatz excludirt und ferngehalten werden sollen, wissen auch, dass damit keineswegs ein harmloser Pleonasmus oder ein argloser Gegensatz gegen die sogenannte Popularphilosophie ausgedrückt sein soll — nein, man will sich ein vornehmes Air geben gegen alles „Dilettantische“ im weitesten Sinne und insonderheit gegen Alles, was irgendwie in Zusammenhang steht mit unserm antischulmässigen Oberdilettanten — mit andern Worten also auch gegen alles das, was dieser der wahren Originalität und Genialität verdächtig genannt hat, weil es sich nicht in Formeln einquetschen lässt.

Der intuitiven Weltanschauung will man die discursive Welterläuterung entgegenstellen — darf sich also nicht wundern, wenn andere Sterbliche solchen Discurs zum Auseinanderlaufen finden.

Dagegen kann ein humoristischer Rückblick auf die Welt und ihren Gang auf „geneigte“ Leser *(lectores resupini quidem potius quam proni)* schon deshalb rechnen, weil rückwärts in's Nichts fahren jeder möchte, obschon vorwärts es keiner will.

Auch ist ja der Humor des Kleinsten wie des Grössten mächtig: die Chemiker haben längst ihre Atome und Elemente in lustigen Weisen besungen, wie Scheffel seine Megatherien, und innerhalb des Systems steigt der Humor von den Hochzeitscarminibus der Gase auf zu der Höhe, wo er — und zwar *qua* Humor selbst, in seiner abstractesten Selbstherrlichkeit, nicht blos *qua* beschränkter Einzelhumorist — in Verhöhnung seiner

selbst schwelgt und der eigenen Nichtigkeit ebenso gewiss ist, wie der absoluten Nihilität alles Anderen.

Im breiten Mittelfelde aber tummelt sich ja der mehr geschlechtliche als gentile Witz und jene unmoralische Moral oder moralische Unmoral, die sich herausnimmt, mit unerschütterlichem Volksverdacht bei einem Rechtsanwalt alles andere eher zu präsumiren, als ein lebendiges Rechtsgefühl und bei Schulmeisterkindern alles eher wahrscheinlich findet als Wohlerzogenheit — ja in Söhnen der Hochehrwürden unbesehens um so gewisser schlimmste Taugenichtse vermuthet, je mehr ihre Väter diess conventionelle Prädicat ihrer Amtstitulatur wirklich verdienen.

So leicht also wird kein Gebiet philosophischer Betrachtung sich dem entziehen, „satzweise" noch einmal „vorgenommen" zu werden, wo es gilt, die Dinge einer Revision der ihnen allen immanenten Ironie zu unterwerfen. Ob aber dafür der unbefangene Blick des *common sense* ein schärferes Auge habe oder die künstlich bewaffnete, mit optischen Apparaten ausgerüstete Schulweisheit: darüber sei einstweilen ein Satz Kant's kritischen Knabberzähnen zum Benagen hingeworfen: „der Unwissende hat ein Vorurtheil für die Gelehrsamkeit, der Gelehrte eines für den einfachen Verstand." — Wir unsererseits gedenken, das Eine zu thun, aber das Andere nicht zu lassen, und nach wie vor es den grossen Finanzmännern gleichzuthun, welche erklären, den Tribut, den sie brauchen, zu nehmen, wo sie ihn finden. Denn ist Geld der *Nervus rerum,* so sind Geldverlegenheiten reelle Neuralgien und die Bemühungen, aus ihnen herauszukommen, leibhaftige Vettern der „exacten" — nämlich Exigenz-Studien. Es giebt ja schwere Hemmschuhe, die sind zusammengegossen aus dem Leichtesten des Leichten: aus der Leere im Geldspind, und wer denen sich freien Geistes entwand, mag in lustiger Paraphrase von sich sagen: die entfesselten Träume schweifen weit, den Bleischwingen enthoben, die sich sonst in Gestalt der Abwesenheit edlerer Metalle an sie zu heften pflegten. Und der Krämer in der Lebensbude

ist ja spendabel: am zugewogenen Zucker knappt er zwar ab, aber dafür giebt er um so freigebiger Packpapier zu — ob auch schon gebrauchtes und weiter kaum „brauchbar“. *Non olet* ist ein praktisch Goldsprüchlein, dessen sich niemand weniger entschlagen kann als grade der Humor — und „Nichts für ungut!“ ein *passe-partout,* ohne welchen er sich so wenig getrauen dürfte, seine Reise um und durch „die gross' und kleine Welt“ anzutreten, als hoffen könnte, mit Asmodäus-Ohren die Geheimnisse der engst verschlossenen Kämmerlein zu erlauschen. Er lässt sich so wenig beschwatzen von der Scheinoffenheit derer, die es am allerdicksten hinter den Ohren haben, noch traut er jener Aufrichtigkeit, die sich selber für „die besste List“ ausgiebt. Die Empfindlichkeit derer, welche gegen Alles dickfellig sind, nur nicht gegen ein Kitzeln ihrer lächerlichsten Eitelkeiten, schüchtert ihn so wenig ein, als er sich aus der Contenance bringen lässt, wo ihm eine gewisse sarkastische Gutmüthigkeit Concurrenz zu machen versucht.

Und wenn einer seinen Pessimismus mit der Vexierfrage captiviren will, ob Mäusefangen eigentlich für ein Glück zu erachten, so ist er schlagfertig genug, mit der Querfrage zu antworten, ob freien besser sei oder frei bleiben, oder er verweist auf Kartenspiele wie Scat, bei denen einer unter Umständen schwankend sein kann, ob er auf das, was er in der Hand hat, *Grand* ansagen soll, oder *Nolo.* Verblüffen kann ihn so wenig der Nihilist, dem das Nichts sein Gott ist, wie wenn er liest, dass der bigotte Yankee seinen Gott als ein Nichts anbetet: er möchte deshalb nicht weniger wissen, wie die Welt dereinst aussehen wird, wenn sie erst untergegangen ist. Ob er Pöbel oder Adel vor sich habe, entscheidet er ebenso oft nach dem Kriterium, dass der Aristokrat sich durch Nonchalance auszeichnen müsse, wie nach der Regel, dass solchem eine zugeknöpfte Reservirtheit eigen sein werde.

Welterfahren wie er ist, wünscht er, wo er Schäden Leibes

oder der Seele vorfindet, gleich gute Besserung, denn ohne diesen Zusatz würde mit blosser Besserung aus übel leicht übler werden — wie Segen gar leicht in Fluch umschlägt, weil Wunscherfüllung und Wunschvereitelung realdialektisch identisch zu sein pflegen. Wer höchste Lust erstrebt, den hiessen ja schon Epicuräer wie Stoiker auf jede Lust verzichten, und grade die feinstangelegten Idealistennaturen sieht man am Ende höheren Strebens dem sinnlich greifbarsten Genussleben sich ergeben — wol kaum nach einem andern Gesetz, als wonach der Pessimismus den Kopf oben hält, den der enttäuschte Optimist melancholisch hangen lässt; wird doch auch der Eukolos in demselben Maasse stärker vom Missgeschick niedergebeugt, als den Dyskolos die Explosion der Heiterkeit höher emporschnellt. Humoristisch kann es der Pessimist sogar acceptiren, wenn ihn einer trösten will mit den Worten: „Im Grunde ist dein Pech doch dein Glück“ — sofern er daran sein Genüge findet und es ihn immer fester sich einwohnen lässt in dem, worin er sich geistig nun einmal „heimisch“, also gewissermaassen, wie man präsumiren darf, auch „behaglich“ fühlt.*)

Nur Eins hemmt die freudige Zuversicht seines Schrittes: das Bewusstsein, wie grade die zartesten Nuancen seiner Anspielungen am leichtesten auf's gröblichste missverstanden werden — und wie ein schwerer Klotz am Bein lähmt es ihm den Fuss, dass er auch an sich selber und seinen Wirkungen oft genug eine Bestätigung jenes Weltgesetzes erfährt, wonach grade die edelsten Absichten zum miserabelsten Unheil führen.

So passirt ihm selber etwas Humoristisches, indem er, wie ja schon Falstaff klagt, sein eigenes Opfer wird: seine ironisch

*) In aller Harmlosigkeit, weil gewiss ohne realdialektische Nebengedanken schrieb Ernst Curtius die Worte nieder: „Zum Glück waren andere Gefahren und Nothstände da“ etc. (Griech. Gesch. II., 31) und jeder wird aus seiner Geschäftserfahrung Verhältnisse kennen, in denen es um eine Sache nur deshalb nicht ganz schlecht steht, weil sie total verloren, also auch bei nichts mehr im Wege ist.

neckenden Verhöhnungen werden für directe Zärtlichkeiten, seine Herzblutergüsse für leichte Scherze hingenommen, weil er doch nicht umhin kann, sein inniges Mitgefühl zuweilen in etwas zu kleiden, das wie Spott aussieht, und seinem bittersten Hass ein Mäntelchen umzuhängen, das er zuvor auf ein paar Secunden in den Farbtopf der Bonhomie getaucht hat. Und während er glaubte, sonder Arg und Harm seines Wegs zu ziehen, hat er „unversehens“ links und rechts schweren Anstoss gegeben durch sein nacktes, thatloses Dasein — entgegengesetzt jenen glücklicheren Naturen, die Segen spenden schon dadurch, dass sie nur da sind. Darum hatte niemand mehr Recht, noch Anlass unter sein Bild zu setzen:

> Was er webt, das weiss kein Weber,

als wie der humoristische Dichter — denn dem Humoristen kann es auch umgekehrt ergehen wie der Geibel'schen Chriemhild, welche klagt:

> Nach goldnen Fäden wähnen wir zu greifen,
> Und eine Macht, die wir nicht kennen, tauscht
> Sie unter Händen uns mit dunkeln aus —

— er meint, durch seine Hände gleite ein Todtengewand, und doch wird's zuvor ein Hochzeitskleid — leicht zu noch schwererem Verhängniss wie dem, der sich einen Hausrock wirken will und schafft sein Leichenhemd — wie der Historiker Johannes Scherr sich zweifelnd fragt, ob, was er erklingen mache, das heilige Trauergeläut einer Kirche oder die schrille Narrenschelle eines Welthanswurst sei. Wo er es recht gut zu machen gedachte, da, findet der Humor zu eigenstem Erstaunen, hat er tödtlich verletzt, und wo er giftige Dolche in die Herzen zu bohren hatte, grinst ihn das süssbefriedigte Lächeln angenehmst berührten Dünkels an — aber nicht etwa, dass er sich nicht auf sein Métier verstünde, sondern weil die stumpfen Ohren ihn nicht verstehen. Will er die Barren seines Wissens in Umlauf bringen, so muss er sie erst in Kleingeld umsetzen — wobei es ohne arge Agioverluste nicht abgeht. Gedanken müssen verdünnt werden, wie Spiritus zu versüsstem Schnapsfusel, damit ihn die schale

Zunge des vulgären Trinkers nicht verschmähe. Im Kleinverkehr muss ein Banquier oft blos deshalb seine Zehrung unbezahlt lassen, weil er in keiner Krämerbude einen Tausendthalerschein gewechselt bekommen kann — und manch Crösus des Geistes musste die Realvaluten seiner Goldklumpen blos deshalb in die fingirten lumpiger Papier-Scheine verwandeln lassen, weil die Welt nur nach Nominalwerthen fragt und rechnet und — handelt. Interessen des blossen Transports überwiegen ja in dieser verkehrten Welt gar nicht selten die der eigentlichen Production — in australischen Goldminen galt ein Butterbrot oft mehr als ein gediegenes Metallstück gleichen Gewichts — blos weil dieses zufällig zur Stelle, jenes aber nicht. Denn allüberall waltet das realdialektische Urgesetz über allen Tauschverhältnissen: keine Sache kostet mehr, als wie die Leute dafür geben wollen.

Als Witz des Gemüths muss der Humor ja darauf rechnen, auch auf eine Resonanz des Gemüths zu stossen — aber eben darum bleibt auch ihm die Witzigung nicht erspart: Wer sich auf sein Herz verlässt, ist ein Thor — wie vollends erst, wer auf fremde Herzen sein Werk baut oder bei denen gar die nämlichen Bedürfnisse voraussetzt, die er im eigenen spürt!

Im Allgemeinen tritt ja der Humor seinen Gang zur Nachlese auf dem Acker des Lebens erst an, wenn das Laub verwelkter Hoffnungen über die Stoppelfelder eingeheimster Thaten hinweht — und wenn er nichts anderes mehr findet, so stösst er wenigstens noch auf die Höhlen des diebischen Ungeziefers, das dem Menschen nicht nur den Rest seiner Ernte, sondern auch die Körner der frischen Aussaat stiehlt — denn wo nichts anderes ist, da ist wenigstens ein Loch, das bekanntlich immer grösser wird, je mehr man davon wegnimmt, und wer an sonst nichts reich ist, hat doch noch gern Ueberfluss an Schulden. Wem Alles vereitelt ward, trug die Schätze der unverlierbarsten Weisheit in die Scheuern seines Schädels, und wem alle Freunde dahinstarben, hat überreichlich Gelass in seinem Herzen. Je

glänzender die Siege unserer Kritik ausfallen, desto verarmender sehen wir ja dem Schauspiel zu, wie eine Woge nach der andern das Katzengold von unserm Uferrande hinabspült, das wir für echtes gehalten, weil jeder mit dem Wahne geboren wird, sein Lebensstrom müsse ein Paktolus sein.

Ein jeder gräbt und wühlt im Schooss der Mutter Erde nach dem, womit er seinem Dasein einen absoluten Werth zu verleihen hofft, und merkt darüber nicht, dass es ihm dabei ergeht wie Einem, der sein Notizbuch suchen muss und darüber den guten Einfall wieder vergisst, welchen er darin eintragen wollte. Man braucht auch kein Egmont'sche Geliebten angirrender Brackenburg zu sein, um im innersten Herzen zu spüren, dass das eigentlich Verzehrende die hinzerrenden Hoffnungen sind. Wie jenes Kind seinen Vorsatz, durch Selbstverhungern zu enden, suspendirte, bis es noch einmal sein Leibgericht Backpflaumen gegessen hätte, und ihn hernach dann definitiv aufgab, so gleichen wir grossen Thoren alle jener Demetertochter, der die Rückkehr zur Oberwelt verwehrt war, weil sie vom kernreichen Granatapfel gekostet — die Frucht vom Baum der Erkenntniss, davon zu naschen uns alle gelüstet, bis

conscience does make cowards of us all;

weil grade d a n n der Wille am wenigsten aus der Welt sich zurückziehen will, w a n n er zur Einsicht gelangt, wie durch und durch elend sie ist. So können's ja die Kinder nicht lassen, ebendahin zu riechen, von wannen keine lieblichen Düfte aufsteigen — und immer wieder an dem zu lecken, was sie doch nicht verzehren mögen, weil es ihnen gar zu widerlich schmeckt — lauter echt humoristische Narrheiten! — denn was hält sich der Humor lieber vor, als wie das Leben so wehthut? — und wem wäre das *desipere dulcius*, als wieder ihm, der das *homo sapiens* des Linné am liebsten buchstäblich übersetzen möchte: der schmeckenkönnende Erdenkloss?

Der Humor allein ist im Besitz des rechten ethischen Maass-

stabs — denn er allein kann der Wahrheit gerecht werden, dass es oft schwerere Selbstüberwindung erfordert, der unscheinbarsten Idiosynkrasie zuwider zu handeln, als in heroischen Thaten Acte der grandiosesten Selbstverleugnung zu üben. Oder kann nicht grade die allerhochherzigsten Seelen ein Neid anwandeln auf jene, die noch nicht unglücklich genug wurden, um die Fähigkeit zu verlieren, über Kleinigkeiten sich zu ärgern?

Dazu ist es ja nur die Kehrseite, dass der Pöbel es am humoristisch Gestimmten nicht begreifen kann und der Gesunde es am liebsten gradezu „Verrücktheit" nennt, wenn Einer an so Nichtigem seine rechte Herzensfreude haben kann. Aber wer sie nicht daran hat, hat sie ja an gar nichts — denn das vermeintlich Grosse ist ja das doppelt Nichtige — wie das Volkssprichwort sagt: Unzeitige Klugheit ist doppelte Thorheit, oder nach arabisch-spanischer Variante: Weise sein ist nicht weise. — Und weil diess „der Weisheit letzter Schluss", hat auch diess Büchlein an ihr sein

Ende.



Inhalt.